Drei Tage in San Carlo.

Roman

von

Georg Lotz.

Erstes Bändchen.

Jena,
Friedrich Luden.
1843.

384-D.

La Casa de los Capitanos.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn man sich von den Ufern unserer Heimath eingeschifft, wenn man dann so ein 40 bis 50 Tage sich tüchtig hat auf der hohen See herumschaukeln lassen, wenn man die weißen Bahama=Banken, wo der Schiffende die Fischlein auf dem Meeresgrunde sehen kann, überschifft hat, wenn man vorübergekommen ist an all' jenen kleinen zerstreut liegenden Inseln, die eben so viel Denkmale der Helden= und Unthaten der Flibustier sind, sieht man eines Morgens einen langen, langen grünen Strich Landes vor sich. Was noch eben wie Nebelschatten erschien, wird größer und immer größer; wie in der Fata morgana bilden sich im Morgendufte Spitzen, und Dächer, und Thürme, und Castelle, und Masten, und immer größer und größer wächst das Bild heran, bis es endlich nicht mehr Bild, bis es das lebendige Leben eines der größten Colonial= und Handelsstädte der Antillen, die Stadt des Kaffees und des gelben Fiebers, des Zuckers und des Denghis *), mit einem Worte, die reiche, be-

*) Gleichfalls eine klimatische Krankheit in jenen Gegenden.

lebte la Habana oder, wie wir sie nennen, Havanna ist. Starr steigen am Eingang des Hafens zwei Felsen hervor, wo aus jedem Spalt der Schlund einer schweren Kanone hervordräut, la Punta und el Moro, fast unbesiegbare Wehren der Stadt, und ewige Zeugnisse der Schande für die, durch deren Nachlässigkeit oder Verrath, sie trotz solcher Schutzwehren doch in Feindes Hände fällt. Ist man glücklich durch diese Scylla und Charybdis der in feindlicher Absicht jene Küsten heimsuchenden Kriegsschiffe hindurch, so bietet sich dem überraschten Auge das lieblichste und großartigste Panorama dar, das kaum die Phantasie des Dichters zu schildern, zu denken, zu erfinden vermöchte. Rechts in einer ungeheuern Ausdehnung das sehr weitläuftig gebaute Havanna, zwischen dessen kleinen und größtentheils niedrigen Häusern die Kirchen, Klöster und öffentlichen Gebäude hervorragen, wie die Machthaber, deren Sitze sie waren, einst über das Volk von weißen und schwarzen Sclaven hervorragten, über die sie herrschten. Die Anhöhen, welche die Stadt begränzen, sind mit Castellen bepflanzt, die so Schutz gegen Feinde von außen und innen geben. Immer weiter und weiter dehnt sich die Bai aus, welche den Hafen bildet, diesen Hafen, wo Schiffe aller Nationen Waaren bringen, Waaren holen; diesen Hafen, in dem man Menschen von allen Farben, in allen Sprachen feilschen, fluchen und singen hört; diesen Hafen, der bei guter Verwaltung dem Mutterlande

so unermeßliche Schätze spenden muß und auch wirklich gespendet hat. Wo die Stadt am Ufer aufhört, da beginnt gleich hinter der puerta del Sol die Schatten gebende Palmenreihe, die fast bis zu dem der Einfahrt der Bai gegenüber gelegenen Städtchen Reglas, dem Haupt-Depot des Sklavenhandels in diesen Gegenden, führt. Links hat man das Städtchen Casa Blanca, welches wahrscheinlich seinen Namen von den freundlichen weißen Häuschen hat, die es etagenförmig über einandergereiht bilden. Weit, weit hin breitet sich zwischen den beiden letztgenannten Städtchen die Ebene aus, nur hie und da von niedrigem Gebüsch belebt, bis sich in der Ferne die Thurmspitze des Landstädtchens Guara Vacoa zeigte. Doch wenn man das Auge in dieser Richtung schweifen läßt, so findet es sich angenehm überrascht durch den Anblick eines dichten und ziemlich umfangreichen Palmenwäldchens, vor dem einige recht artig gebaute Häuser, von denen sich zwei durch eine besondere Länge auszeichnen, eine Art von Weiler bilden. Den Endpunkt des Ganzen bildet ein ziemlich weit in die Bai hinauslaufendes Werft, an dem fast den ganzen Tag hindurch ein reges Leben ersichtlich. Böte kommen und gehen, von der Stadt, von den Schiffen, kurz von allen Richtungen. Auf der hölzernen Brüstung lehnen Matrosen aller Nationen deren Unterhaltung einen Begriff von der Conversation vom Babeler Thurmbau geben kann; am Ufer selbst sieht man Gruppen von Spaziergängern in verschiedener

Zahl, dazwischen geschäftig hin und her laufende Neger und Farbige. Ist dies eine Plantage, eine Fabrik, ein Waarenlager, welche die Schiffer europäischer Nationen besuchen um von dort aus die Schätze tropischer Zonen in ihre Heimath zu führen? Keineswegs, aber etwas Köstlicheres, ein in diesen Gegenden doppelt kostbares Gut; um ihre Gesundheit, und die ihrer Schiffsmannschaft zu erhalten, besuchen sie die Muella de Poros, auf der das Hospital San Carlo steht. Wie groß die Furcht der Europäer vor den hier herrschenden klimatischen Fiebern ist, geht wohl am Besten daraus hervor, daß jeder Capitain gewöhnlich gleich bei seiner Ankunft mit dem Vorsteher des Hospitals einen Contrakt schließt, dem zufolge der Capitain eine gewisse Summe pro Kopf für seine Mannschaft an das Hospital zahlt, welches dagegen die Verpflichtung übernimmt, Jeden, der während der Zeit des Aufenthalts erkrankt, aufzunehmen und zu heilen oder zu — begraben. Doch nicht bloß von den Seefahrern, sondern auch von so manchem begüterten Bewohner der Stadt und Umgegend, von vielen das Uebel scheuenden Fremden wird in diesen durch die Geschicklichkeit und Kenntniß des Oberarztes berühmt gewordenen Mauern Schutz gegen jenes gesucht.

In den beiden niedrigen Gebäuden, die sich gleich am Landungsplatze finden, sieht man in langen, langen Sälen ein Feldbett an das andere gereiht, in dem die Patienten, deren Krankheit noch nicht den Grad

erreicht hat, wo Ansteckung zu befürchten ist, liegen. Ein ganz eigenes Interesse gewährt es dem denkenden Beobachter, der diese Säle durchschreitet, zu sehen, wie hier das schrecklichste Band Menschen der verschiedensten Nationen in einem und demselben Raume fesselt. Alle Sprachen werden hier vernommen, alle Temperamente, alle Nationaleigenheiten geben sich in den verschiedenen Gesprächen und Ausrufungen, die das Ohr zu belauschen Gelegenheit hat, kund, und nur die Nationen, von denen man einen gegenseitigen Haß vorauszusetzen gewohnt ist, sind getrennt. Jeden Morgen durchschreitet der Oberarzt, begleitet von dem Infirmero, dem Wundarzte, dem Küchen- und Proviantmeister und dem Apotheker, die Säle, besucht, befragt jeden Kranken, und giebt seine Verordnungen jedem der begleitenden Unterbeamten, die sie sodann in ihr Protocoll, mit Bemerkung der Bettnummer des Kranken, den sie betreffen, eintragen. — Doch nicht in diesen Sälen wollen wir verweilen, sondern uns in dem Innern dieses fast auf europäische Art gebaueten, aber seitwärts gelegenen Hauses, welches man la casa de los capitanos nennt, umsehen. Hier enthält das untere Stockwerk die Magazine, im obern sind die Krankenzimmer der Schiffsoffiziere, sowie begüterter Kranken, die diese Absonderung und bessere Pflege durch einen höheren Preis erkaufen. — Die Reconvalescenten versammelten sich, so bald sie die ärztliche Erlaubniß hatten ihr Zimmer zu verlassen, in einer

Art von Salon, in welchem gewöhnlich das leichte, aber wohl bereitete Mahl genommen, und die Zeit durch Gespräche des verschiedensten Inhaltes hingebracht wurde, zu denen ein Jeder ein Scherflein aus seinen Erfahrungen, seinen Erlebnissen, seinen Erinnerungen beibrachte. Ja, der Oberarzt selbst hatte diese Vereinigungen und Mittheilungen gebilligt und empfohlen, als auf Körper und Gemüth gleich vortheilhaft wirkend, und einige Angestellte des Hospitals wußten ihre freilich nicht eben sehr zahlreichen Mußestunden nicht besser hinzubringen als in diesem Kreise. Konnte es auch wohl in demselben an interessantem Stoffe zu Mittheilungen fehlen bei der bunten, stets wechselnden Zusammensetzung?

So verschiedenartige Elemente, wie in dem schönen December Monate des Jahres 18 — hatten sich aber selten zusammengefunden, noch seltener Leute, die einen reichern Schatz interessanter Erinnerungen aufzuweisen hatten. Wir wollen versuchen, den freundlichen Leser mit den Personen, die sich hier zusammenfanden, einigermaßen bekannt zu machen, indem wir ihn in eine ihrer Versammlungen einführen. Es war, wie gesagt, an einem Decemberabende, in welchem Monate bekanntlich die Uebergänge von der Hitze des Tages zur Kühle des Abends nicht so jählings und unangenehm berührend sind, als in den meisten anderen Monaten. Dem unaufhörlichen Geräusch, welches den ganzen Tag hindurch vom Hafen herüber-

tönte, war die behagliche, wunderbar schauerliche Stille des Abends gefolgt, nur hie und da unterbrochen von dem Gesange einer nach Reglas hinüberschiffenden Gesellschaft. In der Ferne zeigte sich auf dem Meeresspiegel, den man durch die beiden den Eingang des Ufers bildenden Felsen hindurch panoramaartig sah, ein Schiff, welches eben den Versuch aufgebend, den Hafen noch vor dem den Sonnenuntergang bezeichnenden Kanonenschuß zu erreichen (da nach demselben keine Schiffe mehr einsegeln dürfen), draußen sein Anker warf, und so, dem Hafen so nahe, noch eine Nacht all' den Gefahren ausgesetzt blieb, mit denen es die in diesen Gegenden sich eben so leicht erhebenden als schnell vorübergehenden Stürme der heftigsten Art bedrohten. Jedes aufkommende Schiff wird auf dem Molo signalisirt, so daß die Einwohner Havannas, selbst wenn das Schiff erst kaum dem unbewehrten Auge sichtbar, schon durch die auf dem Castell aufgesteckte Signalflagge erfahren, welcher Nation es angehört. Den Bewohnern San Carlos namentlich, durch ihre Krankheit noch mehr als alle Uebrigen von der Welt geschieden, war es ein wahres Fest, wenn die Signalflagge des Molo ein Schiff aus ihrer Heimath ankündete, und da die Gesellschaft, wie der freundliche Leser, der mir erlauben will, ihn in dieselbe einzuführen, aus den verschiedensten Nationen zusammengesetzt war, so war es gewiß, nur sehr selten, daß ein aufgehißtes Signal nicht wenigstens

von Einem unter ihnen mit einem Freudenruf begrüßt wurde.

Daß es in der Gesellschaft ziemlich lustig und laut herging, wird mir gewiß Jeder auf's Wort glauben, wenn ich sage, daß Monsieur Polycarp Beaumont aus Cette, Supercargo am Bord des Triton, Capitain Lejeune, so wenig, wie irgend möglich sich das Wort nehmen ließ, sondern dasselbe mit all' der dem Südfranzosen eigenen Lebhaftigkeit fast unaufhörlich handhabte. Der Einzige, dem er das Privilegium der Unterbrechung zuzugestehen schien, war der Obersteuermann des Triton, Jerome Claburec, ein alter, weißbärtiger, sonnverbrannter Vendéer, dem aber die See und sein Handwerk lieber gewesen waren, als seine mit der Muttermilch eingesogenen vendéischen Grundsätze, und der als Capercapitain der kaiserlichen Regierung gegen die Engländer große Dienste geleistet. Als er im Jahre 1815 die gänzliche Reaction des Seewesens, wodurch Leute, die nie einen Tropfen Salzwassers gesehen, zu Contre-Admiralen erhoben wurden, erlebte, schwur er sich, lieber zu verhungern, als sich den Befehlen einer solchen ungewaschenen Landratte zu fügen. Eine kleine Schenke, die er errichtete, fristete nothdürftig seinen und der Seinen Unterhalt; doch als seine Kameraden, die zugleich seine einzigen Gäste und Kunden waren, nach und nach abstarben, gerieth auch sein kleines Geschäft mehr und mehr in Verfall. Jedoch war einst, als selbst die Sorge

für die Seinigen, die er doch so sehr liebte, ihn nicht hatte vermögen können, sich auf einem Kauffahrteischiff zu engagiren, einer seiner Schüler im edlen Seehandwerk, der oben erwähnte Lejeune zum Capitain eines solchen ernannt worden. Da schlug er freudig ein, und unter dem Namen eines Obersteuermannes, der Wahrheit nach aber eigentlicher Befehlshaber auf dem Schiffe, hatte der alte Corsar nun schon mehrere Reisen auf dem Triton gemacht, denn mit dem ersten Salzfleisch und Salzwasser, welches er gekostet, war auch die alte, nur mit Gewalt eingeschläferte Lust am Seehandwerk auf's Neue und zwar in erhöhtem Grade wieder erwacht. Ein leichter Anflug von Unpäßlichkeit, der den Alten befallen, hatte den kindlich um ihn besorgten Capitain Lejeune bewogen, dießmal seine Autorität zu benutzen und seinen Steuermann, trotz dessen Fluchen und Sträuben, halb mit Gewalt in's Hospital zu schicken, wo er ihn der sorgfältigsten Pflege und Aufmerksamkeit des Oberarztes dringend empfohlen hatte. Bald hatten diese, so wie des Alten rüstige Constitution auch jeden Krankheitsstoff gebannt, und von allen Seiten geschah Alles, um den alten Brummbart die Zeit seiner Convalescenz so angenehm als möglich zu machen. Bei ihrem Eintritt in das Hospital hatten die beiden erwähnten Patienten dort schon einen Landsmann vorgefunden. Dies war nämlich Eugen Brécourt, in das Krankenregister als Premierlieutenant außer Dienst der spanischen Fremdenlegion aufgezeichnet.

Unsere freundlichen Leser, die wohl alle mehr oder minder von dem erbärmlichen Zustande gehört oder gelesen haben werden, in dem sich die Offiziere der spanischen Fremdenlegion nach Auflösung derselben befanden, dürfen mit Recht staunen, einen dieser Leute in dem Theile eines Hospitals zu finden, in welchem die Behandlung und Verpflegung sehr theuer und kostspielig ist. Wirklich hatten seine neuen Leidensgefährten sich, als sie seinen Stand erfahren, desselben Staunens nicht erwehren können, und dasselbe sogar, als sie bei näherer Bekanntschaft seinen jovialen und gutmüthigen Charakter zu erkennen Gelegenheit gehabt hatten, gegen ihn ausgesprochen. Weit entfernt, darüber im Geringsten sich zu erzürnen, hatte Eugen lächelnd geantwortet:

Ihr wundert Euch, meine Freunde, mich, einen Offizier der Fremdenlegion, im Besitze der Mittel zu sehen, um meine Verpflegung an einem so kostspieligen Orte bezahlen zu können. Das kann ich Euch auch fürwahr nicht im Geringsten verargen. Weiß ich doch am Besten, was „ein Krieger der Fremdenlegion“ zu bedeuten hat! Das ist ein Krieger einer Schaar, deren Zahl wahrhaftig nicht Legion ist, der sich selbst seinem Vaterlande fremd gemacht hat, den die, für die er sein Blut vergießt, für die er alle Strapazen erduldet, als fremd betrachten, der von dem Feinde gegen den er streitet als Fremder doppelt gehaßt, von dem Freunde für den er streitet als Fremder miß-

trauisch bewacht wird, kurz der Allen fremd und dem Alles fremd ist, außer Kampf, Entbehrung, Anfeindung und Mangel.

Wenn er nun so in diesen und ähnlichen Worten seinem Grimme Luft machte, nahm wohl ein sonst ziemlich schweigsamer, langer, blasser Mann mit dunkeln von buschigten Braunen umschatteten Augen das Wort, nachdem er erst noch einige doppelt starke Züge an seiner Papiercigarrette gethan, um diese, sein unentbehrlichstes Labsal, im Glimmen zu erhalten. „Ihr thut, sagte er, Signor Brecourt, doch wohl meinen Landsleuten ein wenig Unrecht, wenn ihr ihnen einen solchen ungebändigten Haß gegen die Mitglieder der Fremdenlegion zur Last legt. Daß überhaupt der in Guerillas kämpfende Spanier jede fremde Hülfe scheel ansieht, weil er eines Theils fürchtet dadurch den Ruhm der Errettung des Vaterlandes, oder wenigstens des Sieges der Partei, für die er kämpft, mit Anderen theilen zu müssen; anderen Theils, weil, wie die Geschichte so oft gedacht, die Helfer gar leicht im Falle des Sieges auf den Gedanken gerathen, sich zu Herren aufzuwerfen, könnt Ihr ihm doch so gar hoch nicht anrechnen. Und dann, Ihr nehmt mir hoffentlich meine freimüthige Sprache nicht übel, denn mein ganzes Benehmen gegen Euch muß Euch zur Genüge bewiesen haben, wie sehr ich Euch als eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel betrachte, sagt mir doch selbst, Ihr der Ihr unter der Fremdenlegion gelebt

habt, woraus diese größten Theils besteht? Aus heimath- und obdachlosen Abenteuerern, dem Auswurf aller Nationen, die gleichviel für welche Sache, ohne alle innere Ueberzeugung, um schnöden Sold, heute für dieselbe Sache kämpfen, gegen die sie morgen die Waffen erheben, wenn ihnen die Gegenpartheì höhere Löhnung bietet, die sich gleichviel ob auf Freundes- oder auf Feindesgebiet, doch stets im fremden Lande wissen, und dort nach Herzenslust plündern und brandschatzen, da selten der Einfluß der besser denkenden und wollenden Oberoffiziere mächtig genug ist, um diese zusammengelaufenen Horden zu zügeln. —

Eine so lange ununterbrochene Rede war für den Sprecher Don Pepe Vedemoz etwas höchst Ungewöhnliches und Anstrengendes, auch hüllte er sich nach derselben, ohne die Antwort abzuwarten, in eine wahre Dampfwolke, durch die auch die Worte des Antwortenden Mühe gehabt hätten zu ihm zu dringen. Don Pepe Vedemoz diente in diesem Augenblicke in einem in Havanna garnisonirenden Regimente; das war Alles, was der alte Ayacucho *) von seiner Waffen-

*) Ayacuchos wurden die Offiziere der in den südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen kämpfenden spanischen Truppen spottweise genannt, die den schmachvollen, Spaniens Herrschaft in Südamerika auf immer vernichtenden Vertrag am Ayacucho (1824) unterzeichnet hatten. Merkwürdig genug, daß fast alle Partheiführer der neuesten Kriege, z. B. Espartero, Maroto, Rodil, Valdez, Narvaez, Alair, Lopes,

brüderschaft mit den Helden des Vertrages von Vergara schimpflichen Andenkens hatte, da seine den neuesten Plänen des Machthabers Espartero nicht günstige Gesinnungen, seine Entfernung aus Spanien unter schicklichem Vorwande dem Regenten wünschenswerth gemacht hatten.

Dieses Mal sollten jedoch, wie es schien, Don Pepe's und Eugen's Tiraden nicht so ohne Weiteres vorübergehen, denn Polycarp wandte sich sogleich an Letzteren mit der Bitte, doch der Gesellschaft mitzutheilen, wodurch denn die Verbesserung von seinen Glücksumständen, wozu ihm Alle von Herzem Glück wünschten, bewerkstelligt sei.

Eine Laune des Schicksals, das mich früher überall verfolgte, all' meine Pläne, all' meine Unternehmungen schon im Keime vernichtete, hat jetzt mich und die Welt von einem entfernten Anverwandten, der hier das edle, menschenfreundliche Geschäft eines Sklavenmäcklers ausübte, befreit. Ich eile her, um mein Legat in Empfang zu nehmen; doch fast, seht Ihr Freunde, hätte das gelbe Fieber ein Veto eingelegt, und ich wäre auch um die letzte Hoffnung des Lebens durch den Tod betrogen.

Das nenne ich noch Glück haben, meinte Poly-

Villalobos, Cantarac, Aldama und Andere Ayacuchos sind, und somit der frühere Spott jetzt fast zu einem Ehrennamen wurde.

carp, die Vetter aus Surinam und die weggelaufenen Bettelbuben, die als Millionaire aus Ostindien incognito zurückkehren, will man selbst in den Comödien nicht einmal mehr gelten lassen; nun schneiden die philanthropischen Bemühungen der den Sklavenhandel zu Grunde richtenden Mächte auch das letzte Mittel ab, schnell reich zu werden, da auf die eine Möglichkeit eine Million zu erwerben nur eine Million Wahrscheinlichkeiten kommen gehängt zu werden. Da muß man ja wahrhaftig unter der günstigsten Constellation der Welt geboren sein, um noch zu guter Letzt so einen mit schwarzem Fleische gemästeten Nabob zu beerben. —

In diesem Augenblicke trat der Apotheker des Hospitals, der an diesen Abendversammlungen häufig Theil nahm und dort auch gern gesehen ward, ein. Es war ein junger Deutscher Namens Wilhelm Freund. So weit man in der Freundschen Familie zurückzudenken wußte, waren alle Familien- und Stammväter wohlehrbare Besitzer der Apotheke zum rothen Hirsch am Markte in B . . . . . gewesen. Eines solchen Zutrauens wie die Apotheke zum rothen Hirsch, genoß wohl selten eine bei den zur Stadt kommenden Landleuten, und die Zuversicht, mit der sie das dort erhandelte gereinigte Schweineschmalz als Menschen-, Bären-, Elephanten- und Krokodill-Fett auf die Wunden legten, zu deren Heilung es bestimmt war, hatte keine Gränzen. Somit war Wihelm's Vater denn

nicht nur ein reicher angesehener Mann, sondern Gemeindevorstand, mit einem Worte zu den bedeutendsten Honoratioren des Städtchens zu zählen. Das verdrehte nun besonders der Mama, die, wie jede Mutter, in ihrem Söhnchen, das auch, die Wahrheit zu reden, wirklich in mancher Beziehung ungewöhnliche Anlagen besaß, den Kopf so sehr, daß sie in ihrem Wilhelm sogleich ein Wunderkind nach bestem Zuschnitt witterte. So ein Prachtjunge konnte nicht zwischen Salbentiegel und Pulvermörser groß werden! So ein Genie mußte studiren. Um aber das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, sollte dann das Prachtkind Pharmacie studiren, da der überhaupt nur mit Mühe seine Einwilligung gebende Papa Freund, der in Wilhelm's Anlagen wegen seiner geringen Lust zum edeln Apothekerhandwerk nur wenig Vertrauen hatte, durchaus nicht zu bewegen war, seinem Jungen zu gestatten, die von allen Freund'schen Antecedenten so rühmlich und mit so vielem Erfolge gewandelte Rothe-Hirsch-Carriere zu verlassen. Mit väterlichem Gelde und Ermahnungen, mit mütterlichen Thränen und Wäsche ausgestattet ging Gustav dann zur Universität. Die neue Welt, die sich ihm in der großen Stadt unter Menschen, die den Menschen, unter denen er zu leben bisher gewohnt war, so wenig ähnlich sahen, erschloß, weckten in dem feurigen Jünglinge Gefühle und Regungen, die mit den ihm vom Vater gewünschten im schroffsten Contraste standen.

Statt zu botanisiren schwärmte er draußen im Walde umher, lagerte sich unter dem weitschattigen Astwerk der uralten Eichen, und sang in zierlichen Versen die Gefühle, die die am Himmel nach und nach aufblinkenden Sternlein in ihm erweckten. Ließ sich der gottlose Bube es nicht gar einfallen, er der einzige Sohn des ehrbaren Herrn Gemeindevorstehers Freund, er der präsumtive Erbe und dereinstige Besitzer des rothen Hirsches, eine Comödie, sage eine schnöde, eitle, weltliche Comödie zu schreiben! Wäre der Hirsch nicht schon roth gewesen, gewiß er wäre es vor Scham ob dieser ruchlosen Handlung eines seinen Mauern Entsprossenen geworden. Doch noch war das Maaß seiner Sünden nicht voll. Von der Universität in seine Heimath zurückgekehrt, wo unterdessen seine ihn abgöttisch liebende Mutter das Zeitliche gesegnet hatte, ward er von seinem spekulativen Vater der dicken Rauchfleischhändlers Wittwe, Madame Klump, als seiner ihm befreundeten zukünftigen Haus- und Ehehälfte vorgestellt. Daß sich nun diese Klumpige Verbindung nicht zu den poetisch-romantischen Ideen des jungen Pharmaceuten eignete, wird wohl Niemand auffallend finden, ebenso wenig, daß er bald sein Herz einer armen Invaliden-Tochter, die sich und ihren lahmen Vater mit Stricken und Nähen ernährte, und die außer ihrer Schönheit und Tugend nicht das Geringste besaß, schenkte. Das gab nun eine recht, recht traurige Geschichte, über die die guten Bewohner

B.....s recht lange und recht viel zu schwatzen, zu klatschen hatten. Die beiden Liebenden sahen sich heimlich, ihr Temperament, ihre Liebe ließ sie ihre Pflicht vergessen. Ihre Schande, ihres greisen Vaters Fluch, den sie, entdeckte er ihren Fehltritt, fürchtete, ängstigten das junge Mädchen zu sehr. Eines Morgens fand man sie leblos im Mühlgraben. Wilhelm verließ noch denselben Tag die Stadt, in der sein Vater bald darauf, Theils um dem rothen Hirsche die ihm zugedachten Klumprigen Thaler nicht zu entziehen, Theils in der Hoffnung einen zweiten, seinem Willen gehorsamern Leibeserben zu erzielen, selbst die Rauchfleischhändlers-Wittwe zum Altar führte.

Die Luft seines Vaterlandes drückte Wilhelm. Drüben, hinaus über den blauen Ocean, hoffte er Linderung für seinen Schmerz, Beruhigung für Herz und Geist zu finden. Mit den letzten Thalern seiner Baarschaft bezahlte er die Postage von Hamburg nach Havanna, weil gerade dahin das erste segelfertige Schiff ging, und es den armen Jungen nur drängte, den Boden des Vaterlandes, auf dem er so schwer gelitten und geduldet, zu verlassen. Arm, hülflos, krank, ohne Freunde, ohne Empfehlungen in dem neuen Welttheil angelangt, hatte er es nur dem Interesse, welches der Capitain des Schiffes, auf dem er die Reise gemacht, an ihm nahm, zu danken, daß er in das Hospital San Carlo geschafft wurde. Hier lernte ihn der Oberarzt bald kennen und schätzen, und besonders,

als er in ihm einen geschickten, in diesen Gegenden so seltenen Pharmaceuten erkannte, kam das Engagement schnell zu beiderseitiger Zufriedenheit zu Stande.

Ein junger englischer Midschipmann, dessen Redensarten mitunter gar sehr nach Romanenlectüre schmeckten, und ein junger Holländer van der Brook, der in Havanna auf einem der bedeutendsten Comptoire arbeitete, waren die beiden übrigen Lazarethgefährten, so daß unsere Leser nun die kleine Gesellschaft ziemlich genau kennen, für die wir sie zu interessiren suchen.

Die vorhin durch Freund's Eintritt augenblicklich unterbrochene Unterhaltung begann nun auf's Neue lebhaft, nachdem dieser zuerst auf die allgemein an ihn gerichteten Fragen, ob Zeitungen angekommen? ob etwas Neues vorgefallen? ob man noch nicht wisse was für ein Schiff draußen in Sicht sei? u. s. w. mit Nein geantwortet hatte. Polycarp, stets zu sprechen, nie ein einmal begonnenes Gespräch fallen zu lassen bereit, wandte sich sogleich an Freund mit den Worten:

Nun sein Sie denn einmal Schiedsrichter zwischen uns! Auch von Ihrer Nation haben ja so Viele den Kampf in Spanien unter der Fremdenlegion mitgekämpft. Haben Ihre Landsleute denn auch einen so schlechten Begriff einer Seits von dem größten Theile der Fremdenlegion selbst, anderer Seits von dem Benehmen der Spanier, für die sie doch gekämpft, gegen dieselbe, wie diese Herren hier?

Das ist, erwiderte Freund mit sanfter, ruhiger Stimme, ein Feld, auf dem ich durchaus nicht zu Hause bin, und wo ich mir daher auch durchaus kein Urtheil anmaße.

Da sehen wir einmal die zimperlichen Deutschen, lachte Polycarp, wenn die nicht eine Sache förmlich von Grund aus studirt haben, so glauben sie, das Sprechen darüber sei ihnen verwehrt.

Doch immer noch besser, flüsterte der Engländer seinem Nachbar van der Brook leise zu, als solche naseweise Bürschchen, die gleich mir nichts, dir nichts über Alles und Jedes aburtheilen, ohne auch die geringste Kenntniß von der zu beurtheilenden Sache zu besitzen.

Ueberhaupt, fuhr Polycarp fort, ohne sich durch dieses den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft unhörbare Intermezzo stören zu lassen, überhaupt, Herr Freund, ist es gar nicht schön von Ihnen, daß Sie so wenig zur Unterhaltung unsers kleinen Cirkels beitragen. Glauben Sie, man wisse nicht, daß Sie in ihren Mußestunden Gedichte, Erzählungen, Gott weiß was Alles schreiben. Ist nun aber der Herr wohl durch Bitten dahin zu bringen, uns armen Rekonvalescenten eins von seinen Geistesprodukten zum Besten zu geben.

Kleinigkeiten, nichts Vollendetes, Nichts was die Ehre verdiente, 'mitgetheilt zu werden, meinte Wilhelm ausweichend.

O, rief Polycarp, diese stolze Schriftstellerbescheidenheit kennen wir zur Genüge. Wenn ich nur wüßte, wo die Schätze aufbewahrt werden, bei Gott ich beginge einen Raub, und sollten Sie mich auch eben so hassen, wie da Don Pepe die Fremdenlegion in Spanien.

Unmuthig blies der eben Genannte den Dampf von sich, indem er langsam und bedächtig sagte: Aber Don Polycarp, Ihr beschuldigt mich da eines Hasses, den ich fürwahr nicht hege.

Nun, nun, nur Nichts für ungut, Camerad, rief der junge Mann, so führe ich als Beispiel des Hasses den unsers Eugen gegen die Spanier an, für die er gefochten.

Wie kann man nur gleich Alles so übertreiben und in's Schwarze malen, fuhr Dieser auf. Ich die Spanier hassen! der ich die dem Volke gebliebenen edeln Eigenschaften und Tugenden so hoch verehre.

Das sagt sich leicht, raisonirte Polycarp, Beweise, Beweise!

Nun gut! Den besten, den ich Euch geben kann, ist wohl der, daß ich Euch eine wahre Begebenheit mittheile, die sich während meiner Dienstzeit in Spanien ereignete, und in der eine der Cardinal- und National-Tugenden der Spanier in ihrem allerschönsten Lichte erscheint. — Die Verheißung einer Erzählung war unsern Freunden das Angenehmste, was ihnen in diesem Augenblicke widerfahren konnte.

Alle lagerten sich im Kreise, neue Cigarren wurden angebrannt, der dienende Neger füllte die Gläser mit frischem Eiswasser, und Eugen begann folgende Erzählung.

Die Braut von Navarra.

Panola ist ein kleines Dörfchen des alten Castilien's, und liegt in dem schmalen Theile dieser Provinz, deren Fruchtbarkeit zu der Dürre des übrigen Distriktes einen auffallenden Contrast bildet. Eine wahrhafte Oase in der Mitte einer trockenen Wüste, eine andalusische Landschaft, von den Steppen der Sierra verborgen, gleicht Panola einem entzückenden Garten, wie Europa vielleicht keinen zweiten aufzuweisen hat. Die Natur scheint hier unter der Leitung eines großen Botanikers und eines großen Malers gearbeitet zu haben, um auf diesem einzigen kleinen Punkte der Erdkugel alle Reichthümer der Schöpfung zusammenzutragen. Man ist 50 Stunden gereis't, ohne einen einzigen Baum zu erblicken, ohne auch nur die Spur eines Baches zu erschauen, der über einen Kieselgrund dahin sprudelt. Plötzlich aber sieht man sich in die Mitte einer laubreichen Gegend, zwischen reiche Kornfelder und farbenreiche Blumen versetzt, die an den Abhängen mosiger Felsen wie in einem colossalen Treibhause blühen. Hier mischt sich der

Korkbaum mit seinen herabhängenden Zweigen, mit dem glänzenden Grün des Johannisbrotbaums, mit dem bleichgelben Olivenbaum und den langen Alleen der weißlichen Aloe. Hier sind ganze Hügel mit blühenden lilafarbigen Pflanzen bedeckt, die einen aromatischen Geruch spenden, welcher die Luft rings umher mit dem lieblichsten Dufte füllt. Die Wege, die den Reisenden nach Panola bringen, führen durch wohlriechende Lavendelfelder, umkränzt von Ulmen und Weißbuchen. Durch diese ganze reiche Vegetation herrscht durchweg jene Frische, welche an die reizenden Thäler der Normandie erinnert. Sprudelnde Cascaden bewässern unabläſſig das Gebüsch und die Fluren, kurz die ganze Natur athmet hier Wonne und Entzücken.

In dem in der Mitte dieser reizenden Landschaft am vortheilhaftesten gelegenem Hause, am südöstlichen Ende des Dorfes Panola, ward am 25sten August des Jahres 1838 ein Fest gefeiert, und die Freude bei demselben trat im ächt spanischen Charakter hervor. Man hatte so eben bei dem herrlichsten Wetter die Kornerndte vollendet, die man unter lautem Jubel der schützenden Scheune übergab. Alle Bewohner dieses Dorfes hatten an der freudigen Arbeit Theil genommen, und als das Tagewerk vollbracht war, hatte man unter Gottes freiem Himmel eine Trophäe von den letzten Garben gebildet, rund um welche einer seit undenklicher Zeit bestehenden Sitte zufolge die

jungen Bauern und Bäuerinnen, in ihrem schönsten Sonntagsstaat, zu dem Klange der Guitarre und dem Klappern der Castagnetten tanzten. Dieses Fest wurde von den Spaniern „La Festa de las Espigas“ genannt.

Jedermann aber war in dem kleinen Hause zu Panola nicht froh und heiter, und es reicht hin um den Kummer neben der Freude zu finden, wenn wir unsere geneigten Leser von dem lärmenden Getreibe draußen in ein unteres Gemach des Hauses führen, wo die tiefste Stille herrschte.

In diesem Zimmer, von wo aus man auf die Tänzer blicken und die ganze Landschaft überschauen konnte, saßen schweigend zwei Männer neben einander, deren Gründe zur Wortkargheit eben so verschieden waren, als ihr Alter. Der eine, welcher an einem kleinen Tische saß und den Kopf in die Hand gestützt hatte, war ein Greis schon über die Sechzig hinaus, der aber mehr durch Mühseligkeit als durch seine Jahre gealtert zu haben schien. Sein ehrwürdiges, mit weißem Haar geschmücktes Haupt senkte sich mit patriarchalischer Majestät auf seine Brust hinab. Seine gefurchte, aber feine Stirn, seine zusammengezogenen, aber würdigen Züge und der noch immer lebhafte Blick seiner kaum geschwächten Augen ließen auf der Stelle eine jener schönen und kräftigen südlichen Naturen errathen, deren Seele nicht mit den Körper altert, und bei denen das energische Grün der Jugend sich mit

der Menschenfreundlichkeit der späteren Jahre vereinigt. Die einzige Körperschwäche dieses Patriarchen schien in seinen Beinen zu ruhen, von denen das eine ziemlich invalidenmäßig ausgestreckt war, während der neben ihm ruhende Krückenstock zu beurkunden schien, daß er sich ohne diese Stütze nicht fortzubewegen vermöge. Die Kleidung dieses Greises war zur Hälfte ländlich, zur Hälfte militairisch: sie bestand aus einem braunen, spanischen Wamms, einem kleinen Mantel von derselben Farbe, der ein nothwendiges Kleidungsstück aller Castilianer ist, und einem Gürtel von rother Wolle, der mehrmals um den Leib geschlungen war. Der neben ihm hängende Hut hatte eine runde Form, lief oben wie ein Zuckerhut aus und war mit verblichenem Bande geschmückt.

Dieser Greis, welcher in den königlichen Heeren gedient hatte, nannte sich Don Pedro Riaz de la Sarga, und war eben so redlich und arm als alle Castilianer, mit dem Unterschiede, daß sein Adel eben so wirklich vorhanden war, als seine Armuth. Aus einer seit Jahrhunderten in Verfall gerathenen Familie abstammend, war das kleine Haus zu Panola sein letztes Eigenthum, und die dazu gehörenden Felder seine letzte Besitzung. Aber in Spanien ist Armuth nicht gleichbedeutend mit Elend, und Don Pedro war mit seinem Häuschen und seinen wenigen Feldern glücklicher, als mancher Besitzer kostbarer Schlösser und reicher Ländereien.

In Folge einer Gewohnheit seines früheren Lebens, zu welcher die Gefahren der Zeit ihn zurückgeführt hatten, war der royalistische Veteran in diesem Augenblick beschäftigt, einen Dolch zu putzen und seine Pistolen zu laden, welche er mit einer kriegerischen Gewandtheit und mit einer für sein Alter staunenswürdigen Leichtigkeit handhabte.

Der junge Mann, welcher sich bei ihm befand, war sein fünfter Sohn, Don Stefano Riaz de la Sarga, und machte in diesem Augenblick die ganze Familie des Greises aus.

Stefano Riaz de la Sarga, ein schöner junger Mann von zwanzig Jahren, war, wie alle jungen Mädchen eingestanden, der vollendetste Hidalgo der ganzen Umgegend. Er war der echte Spanier, in seiner ganzen Anmuth, in seinem ganzen Stolze. Ein von der Sonne gebräunter oder vielmehr vergoldeter Teint, große, schwarze, schön geformte Augen, deren Blick ruhig und dennoch brennend war, regelmäßige Züge von einem vollkommen ovalen Gesicht umschlossen, rabenschwarze glänzende Locken, kurz eine Gestalt begabt mit einem Nationalstolze, welcher auf den ersten Blick den Castilianer erkennen läßt. Ein Zug der Physiognomie Stefano's hatte indeß etwas Seltsames, so daß derjenige, der ihn zum ersten Mal sah, ihn leicht für rachsüchtig oder verschlossen halten konnte.

Die Kleidung des jungen Mannes war an diesem Tage die gewöhnliche Feiertagstracht der Spanier, wel-

che unter dem Namen: „der Anzug des Majo" bekannt ist, und dessen Reichthum mehr als einen Reisenden bemerken ließ, wie kein Fürst in Europa sich so prachtvoll kleide, als der einfache Landmann in Castilien. Von allen civilisirten Männern ist auch wirklich die Tracht eines castilianischen oder andalusischen Majo die kostbarste. Stefano Riaz trug ein kurzes Wamms von schwarzem Tuche, das mit seidenem Bande und kostbaren Franzen verziert war. Zwischen den beiden Aufschlägen, die mit gelbem Seidenzeuge gefüttert waren, sah man unter einer kleinen Weste mit goldenen Knöpfen ein reichgesticktes Hemd mit zurückgeschlagenen Kragen. Ein seidenes leicht um den Hals geschlungenes, und von einem goldenen Ringe zusammengehaltenes Halstuch hing bis auf die Brust hinab. Das kurze Beinkleid von schwarzem Tricot war an dem Kniee mittelst einer seidenen Schleife befestigt. Die Schuhe bestanden aus gelbem, äußerst feinem Leder und waren von gleichfarbigen Gamaschen bis zur Hälfte bedeckt. Ueber ihnen zeigten sich Strümpfe von glänzend weißer Seide. Hiezu füge man nun noch das bekannte seidene Kopfnetz der Spanier, das jetzt nur noch bei festlichen Gelegenheiten getragen wird, und einen kleinen runden schwarzen Hut mit herabhängender Feder, und man hat ein getreues Bild von der Festestracht des Majo von Panola.

Wenn sie dieses Kleid, welches man die Uniform des Vergnügens nennen könnte, anlegen, werfen die

Bewohner Castilien's ihre gewohnte Gravität bei Seite um sich einzig und allein dem Uebermaaß der Freude hinzugeben. Dies aber war keineswegs der Fall mit Stefano Riaz, dessen düstere Traurigkeit zu seinem glanzvollen Costüm einen auffallenden Contrast bildete. Er stand in einiger Entfernung von dem Greise an einem geöffneten Fenster; in der linken Hand hielt er ein Jasmin=Bouquett, während er sein Haupt in die rechte gestützt, schwermüthig hinaus auf die Schnitter blickte, welche mit den jungen Mädchen tanzten, und auf die an ihn von den Vorübergehenden gerichteten Aufforderungen, sich den Uebrigen anzuschließen, nur mit einem schwermüthigen Kopfschütteln, oder einem schmerzlichen Lächeln antwortete.

Nur dann und wann flammte sein Blick plötzlich auf, nur dann und wann stieß er einen Seufzer hervor. Dies geschah, wenn eine der Tänzerinnen, die ungleich schöner war als die übrigen Mädchen, sich dem Fenster näherte. „Wie reizend sie ist,“ sprach er dann zu sich selbst, während seine Blicke ihren Bewegungen folgten.

„Stefano!“ rief plötzlich der Greis, welcher das Treiben des jungen Mannes eine Zeit lang schweigend mit angeschauet hatte. —

„Wie sich Alles nur um sie drängt, nur um sie,“ fuhr der Andere, ohne auf den Ruf seines Vaters zu achten, in seinem Selbstgespräche fort.

„Stefano, Stefano!“ rief mit erhobener Stimme Sennor de Riaz. —

„Das macht, sie tanzt so schön,“ fuhr der junge Träumer, in seinen Gedanken verloren, fort.

„Stefano, Stefano!“ rief der Greis so laut er konnte. Und auf diese Weise endlich seinen Grübeleien entrissen, wandte der Majo sich rasch und fragte: „Habt Ihr mich gerufen, mein Vater?“

„Nun ja, freilich!“ entgegnete Pedro, indem ein Lächeln seine Lippen umzuckte, „und mir scheint's, Du bemerkst es ein wenig spät. Woran denkst Du denn so emsig, mein Sohn?“

„Woran ich dachte? Ich dachte an nichts, mein Vater! Ich beobachtete die Schnitter, wie sie um die Garben tanzten.“

„Wenn Du an nichts dächtest, mein lieber Freund, so würdest Du es machen wie die Schnitter, statt ihr Treiben nur anzuschauen.“

„Ich fühle mich nicht gestimmt zu tanzen,“ antwortete der junge Mann, indem er langsam vom Fenster zurücktrat.

„Und weshalb das?“

„Ich weiß es selbst nicht!“

„Dann weiß ich es,“ bemerkte der Greis vor sich hin. „Höre mein Sohn,“ sprach er zu diesem gewandt, „lege diesen Dolch und diese Pistolen an ihre Stelle.“

Don Stefano nahm die Waffen und betrachtete

sie, um sich gewissermaßen zu sammeln, dann begann er, bemüht das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken: „Ihr könnt Euch rühmen, mein Vater, daß es im königlichen Heere keinen Krieger giebt, der für seine Waffen mehr Sorge trägt, als Ihr für die Eurigen. Die Wasser des Tajo strahlen im Glanze der Mittagssonne nicht heller und reiner, als diese Klinge."

„Die Waffen eines Soldaten sind seine Kleinodien, mein Sohn" erwiderte Don Pedro mit der Begeisterung eines ergraueten Militairs. „Diese glänzten weniger als heute, als ich sie unter dem Befehle Ferdinand's gegen die Feinde der spanischen Monarchie trug. Ich hatte damals keine Zeit, sie zwischen den täglichen Schlachten und nächtlichen Märschen zu putzen. Jetzt, da diese Stütze des Invaliden ihre Stelle in meiner zitternden Hand eingenommen hat," bei diesen Worten hob er seinen Krückenstock ein wenig, „jetzt, wo ich sie selbst nicht mehr führen kann, muß ich mich damit begnügen, sie wenigstens in einem Zustande zu erhalten, daß sie von einem Anderen benutzt werden können; denn in diesen bösen Zeiten des Partheigeistes und der Bürgerkriege muß jeder Castilianer, der nicht für seinen König und sein Land fechten kann, wenigstens seine Waffen zur Hand haben, um seine Familie und seinen Heerd vertheidigen zu können." „Aber," fuhr er fort, „wir sind da auf ganz andere Dinge gekommen, als wonach ich Dich fragen wollte,

hänge diese Waffen an die Wand, — und höre mich an."

Stefano that langsam wie er begehrte, und näherte sich dem Greise mit sichtbarer Verlegenheit. „Was habt Ihr mir zu sagen, mein Vater?" sprach er, indem er mit den Schleifen seines Wamms spielte.

„Ich will Dir nur sagen, mein Sohn," versetzte Don Pedro, indem er den jungen Mann von Kopf bis zu Fuß betrachtete, „ich will Dir sagen, wem Du seit einigen Tagen ähnlich siehst, mit Deinem geheimnißvollen Wesen, Deinen finstern Grübeleien und Deinen rastlosen Seufzern."

„Ich verstehe Euch nicht, mein Vater."

„Doch!"

„Ich glaube nicht, daß ich träumerischer und schweigsamer als jeder Andere bin. Ich war jeden Tag fröhlich bei der Erndte, ich habe viel mit den Schnittern und den Mädchen von Panola getanzt, ich freue mich des heutigen Tages wie Jedermann. Seht da, ein Festbouquett, welches ich den ganzen Tag nicht von mir gethan habe."

„Das ist ganz recht," entgegnete ironisch Don Riaz, „aber blicke einmal in den Spiegel und betrachte Dein Gesicht, wie das bei Deinen Worten aussieht."

„Ich versichere Euch, mein Vater — —"

„Ich meinerseits versichere Dich, mein Sohn, daß Du Zug vor Zug aussiehst, wie Dein würdiger Vater."

„Wie Ihr?“ fragte der junge Mann.

„Ja, ja, wie ich! Zwar nicht wie ich jetzt aussehe, mit der Krone von weißem Haar und dem lahmen Beine, sondern wie ich so ungefähr vor 40 Jahren aussah, als ich verliebt war. Ich war bis über die Ohren vergafft in die reizende Donna Paquita de Hombrez, versteht sich, ehe sie meine Frau wurde.“ —

„Verliebt!“ stammelte Stefano, „wie, Ihr glaubt ich sei verliebt?“ —

„Ich glaube es nicht nur, mein Sohn, ich sehe es, ich weiß es, und ich habe Dir in dieser Rücksicht nur einen einzigen Vorwurf zu machen, den nämlich, daß Du mir nicht Dein Vertrauen geschenkt hast.“

Don Pedro streckte darauf dem jungen Manne mit großer Herzlichkeit die Arme entgegen, der Letztere sank an seine Brust und rief: „Ja Vater, Ihr sollt Alles wissen.“ — Beide rückten darauf an dem kleinen Tische ihre beiden Stühle so dicht an einander wie möglich; und während die Sonne hinter dem Dorfe hinabzusinken begann, schüttete der Majo in die Brust seines Vaters das zarte Geheimniß aus, das sein Herz belastete. —

„Es ist wahr, mein guter Vater,“ begann Stefano, „seit einem Monat ist mein Herz von einer unheilbaren Liebe erfüllt. Es giebt hier eine Jungfrau, die alle meine Gedanken in Anspruch nimmt, deren Anblick mich die ganze übrige Welt vergessen

läßt. Wenn ich still und schweigsam bin, so geschieht es, weil nur ihr Name auf meinen Lippen schwebt und ich ihn doch nicht auszusprechen wage. Mein ganzer Muth ist dahin, weil ich nichts kenne, was eines Wortes ihrer Lippen würdig wäre! Ich würde mein Leben für den Blick und das Wort geben, die mir ihre Liebe aussprächen.“ —

„Schön, schön, mein Sohn,“ unterbrach ihn Don Pedro lächelnd, „grade so war ich in Deinem Alter, grade so muß jeder Spanier sein, der ein Herz besitzt. Habe ich doch stets gesehen, daß die Verliebtesten auch die Tapfersten waren, versteht sich, wenn sie sich ihrer Liebe nicht zu schämen haben.“

„O, mein Vater, was das betrifft — —“

„Davon bin ich überzeugt, mein Sohn, ich kenne Dich,“ fuhr der Greis fort; auch verspreche ich Dir, noch bevor ich den Namen des Mädchens erfahre, in Deine Verheirathung zu willigen, jedoch nur unter drei Bedingungen.“

„Zuvörderst,“ erwiderte der betagte Hidalgo in einem Tone, als ob ein Grand von Spanien zu seinem ältesten Sohne gesprochen hätte, „muß diejenige, die Deinen Namen führen soll, Dir einen eben so edlen und fleckenlosen zubringen, als der Name Riaz de la Sarga ist. Adel und Ehre, mein Sohn, sind besser als Reichthümer, und so sehr ich auch zu Grunde gerichtet bin, so verlange ich doch keine andere Mitgift.“ —

„Und die zweite Bedingung, mein Vater?“

„Sie muß die würdige Tochter eines unserm Könige Carl V. ergebenen würdigen Unterthans, eines treuen Vertheidigers der spanischen Monarchie sein.“

Indem er diese ihm heiligen Worte aussprach, verbeugte sich der Greis ehrerbietig, während der Sohn den Hut lüftete, der sein Haupt bedeckte.

„Und die dritte Bedingung, mein Vater?“ fragte der Letztere mit einiger Ungeduld.

„Endlich,“ fuhr des Greis in einem feierlichen Tone fort, „müßt Ihr mir Beide an Eurem Hochzeitstage schwören, daß, wenn der Tod, was jeden Tag geschehen kann, einen meiner vier Söhne, die sich bei der königlichen Armee befinden, hinwegraffen sollte, Du auf der Stelle jene Waffen dort,“ hier deutete er auf die neben einer Flinte an der Wand hängenden Pistolen, „ergreifen, und unverzüglich Panola verlassen willst, um bei der Armee seine Stelle einzunehmen.“

„Die beiden ersten Bedingungen sind bereits erfüllt, mein Vater, auch würde ich mich gleichfalls zu der Dritten verpflichten. Aber leider, leider, giebt es eine Bedingung, von der Ihr nicht gesprochen, und die weder von Euch noch von mir abhängt. Ich muß geliebt sein, um glücklich zu werden, und ich glaube nicht, daß ich geliebt bin, mein Vater.“

„Das glaubst Du nicht? Du glaubst es nicht?“ rief stolz Don Pedro. „Ich möchte doch das Mäd-

chen dieses Dorfes sehen, das es wagen würde die Hand des Stefano Riaz de la Sarga auszuschlagen."

„Ich kann nicht behaupten, daß sie meine Hand ausschlagen würde," versetzte der junge Mann, „aber das weiß ich, daß sie meine Liebe zu fürchten scheint, denn sie vermeidet sorgfältig meine Blicke, und jeden Beweis meiner Aufmerksamkeit. Sie gestattet mir nie das Wort an sie zu richten, aus Besorgniß, das Geständniß meiner Augen könne mir auch über die Lippen schlüpfen." —

„Basta, Basta!" rief nach einer Pause lachend der Greis, „das kommt nur daher, daß Du nicht wagst den Mund aufzuthun, weil Du aussiehst wie ein Bandit, der über einen Mord brütet. Die jungen Mädchen, mein Sohn, lieben die Anbeter, welche seufzen, aber sie lieben auch die, welche reden; nur um besser, um mehr zu hören, stellen sie sich anfangs taub."

„Ach!" rief der junge Mann, „wenn ich nur hoffen dürfte, daß sie mich anhören würde, ohne in Zorn zu gerathen."

„In Zorn? In Zorn? Ei warum nicht gar! Hat eine Liebeserklärung je ein junges Mädchen beleidigt? Wohlan, mein junger Hidalgo," fuhr der Greis seinen Sohn mit Stolz betrachtend fort, „mache von heut an der spröden Maja den Hof, aber zeige ein anderes Gesicht. Hebe das edle Haupt muthig empor, schlage die feurigen schwarzen Augen auf, dann

sprich von Liebe, aber kühn mit klarer Stimme, so als sprächest Du von einer Waffenthat und von einem Stiergefecht, die Du so schön zu schildern weißt; dann wollen wir doch einmal sehen, ob nicht die sprödeste und strengste Sennora Deine Huldigung annehmen wird. Das Uebrige ist dann meine Sache, mein Sohn, und wenn Du anders die drei Bedingungen erfüllst, so kannst Du darauf rechnen, daß die Hochzeit nicht auf sich warten lassen soll. Nun, was sagst Du dazu, mein Sohn, entrunzelt das nicht Deine Stirn?"

„Doch, doch, mein Vater," entgegnete Stefano mit schwermüthigem Lächeln, „wolle der Himmel, daß Ihr Euch nicht geirrt habt!"

„Bah, bah!" rief lachend der Greis. „Jetzt brauche ich nur noch den Namen meiner künftigen Schwiegertochter zu wissen." —

Der junge Mann wollte soeben den Namen seiner Angebeteten aussprechen, der schon auf seinen Lippen zitterte, als plötzlich ein lauter Tumult draußen die Unterredung grade an dem interessantesten Punkte unterbrach.

Alle Schnitter, von ihren Tänzerinnen gefolgt, stürzten dem Hause zu. „Die Maja! die Maja!" riefen Alle, „wir suchen die Maja!" Und im nächsten Moment war das ganze untere Gemach mit der Menge angefüllt. Alle jungen Männer trugen, mehr oder weniger prachtvoll, die Tracht des Stefanos. Einige

hatten Guitarren in den Händen, Andere Castagnetten, die Meisten stützten sich auf lange weiße Stäbe, die an dem einen Ende wie Heugabeln geformt und mit bunten Bändern geschmückt waren. Jeder aber trug an der linken Seite des Wammses ein Jasminbouquett, dem Stefano's ähnlich.

Die jungen Mädchen in schwarzseidenen Miedern, mit kurzen farbigen Röcken, rothen Strümpfen und Mantillen, klapperten mit ihren Castagnetten und bewegten sich mit ihren Tänzern walzend hinein in das Haus.

Als die fröhliche Schaar Don Riaz umringt hatte, erscholl von allen Seiten der Ruf: „Die Maja, wir suchen die Maja!"

„Nun, meine lieben Kinder, was giebt's denn, sprecht doch?" fragte der Greis den lärmenden Haufen.

„Die Maja, die Maja!" rief man wiederholt.

„Erklärt Euch deutlicher," rief Don Pedro, „erklärt Euch deutlicher, meint Ihr meine Nichte, Manuela?"

„Ja, ja eben die!" lautete die einstimmige Antwort.

„Ist sie denn nicht in Eurer Mitte, Kinder?" fragte der Greis. —

„Nicht mehr," rief es durch einander, „sie war die Königin des Festes und Alles ging vortrefflich. Grade aber als die gewöhnliche Feierlichkeit, die Wahl der Maja, statt finden sollte, da weigerte sie sich, wollte

durchaus nichts davon hören und erklärte, daß sie diesen Gebrauch nicht mit machen wolle."

„Daran erkenne ich sie," lächelte der Greis. „Aber habt Ihr ihr nicht aus einander gesetzt, was es mit der Wahl der Maja eigentlich auf sich habe?"

„Wir haben ihr Alles gesagt, was wir nur sagen konnten," lautete die Antwort, „wir haben ihr erklärt, daß dies ein langjähriger Gebrauch in Panola sei; daß jedes Mal am Feste der Erndte sämmtliche junge Männer, welche verliebt in die Maja, oder Tochter des Hauses, wären, diese ihr der Reihe nach ihre Jasminbouquetts darbieten. Der Inhaber des von ihr gewählten Straußes sei alsdann als derjenige bezeichnet, dem sie gestatte, sich um ihre Hand zu bewerben; die übrigen Bouquetts aber werden von ihr zur Erde geworfen. Weigere sie sich, diesem Gebrauche Folge zu leisten, wäre sie im Dorfe immer beschimpft und jedem ehrlichen Hidalgo sei es alsdann untersagt, ihr den Hof zu machen. Keiner unserer Gründe aber fand bei ihr Eingang, keine unserer Drohungen schreckte sie. Sie erklärte, daß, da sie Panola erst seit acht Monaten bewohne, sie diesem unserm Gebrauche nicht unterworfen sei, und daß sie bei dem nächsten Erndtefeste sehen werde, was sie in dieser Rücksicht zu thun habe; kurz sie fand Mittel, uns mit schönen Worten abzuspeisen und von den Garben, auf die wir sie als Königin des Festes gesetzt hatten, herabzuspringen, und uns durch die Scheune zu entschlüpfen."

„Seh' mir einer den Wildfang an," rief gutmüthig Don Pedro, der als heitrer Greis die Parthie der jungen Männer nahm. „Warum seid Ihr denn nicht nachgelaufen und habt den Vogel eingefangen?"

„Das thaten wir wohl," entgegneten die Befragten, „aber sie war schneller als wir, und hat uns die Thür, die in dieses Haus führt, vor der Nase zugeworfen. Sie muß darinnen stecken," so sprechend deuteten sie auf eine Thür, die sich rechts von dem Hausherrn befand. „Wir haben alle Ausgänge besetzt und sind jetzt gekommen, um in Eurer Gegenwart, Don Pedro, unser Recht geltend zu machen, und sie zu zwingen hier in aller Form die Wahl der Maja zu treffen."

„Ihr habt vollkommen Recht, meine Kinder," versetzte der Greis mit der Würde eines Richters. „Ihr sollt sogleich Genugthuung erhalten," fügte er hinzu, indem er sich nach Stefano umschauete, welcher noch trüber als vorhin hinter einer Gruppe Schnitter stand.

„Mein Sohn," sprach er, „gehe und hole Deine Cousine aus dem Nebenzimmer, der Majo muß die Honneurs des Hauses machen. Sollte Manuela sich weigern Dir zu folgen, so sage ihr, daß ich es selbst sei, der ihre Gegenwart verlange." —

„Ich gehe, mein Vater," versetzte Stefano nach einigem Zögern. Plötzlich aber hemmte er dicht vor der Thür seine Schritte, und bemerkte, so als ob ihm

der Gang schwer würde, nicht ohne einige Verlegenheit: „Leicht aber möglich, daß ich meine Cousine in jenem Zimmer nicht finden werde.“

„Doch, doch, sie steckt darinnen, wir wissen es gewiß!“ riefen mehr als zwanzig Stimmen. Stefano konnte jetzt nicht länger zögern; er trat in das Nebenzimmer, während die jungen Männer dem alten Hidalgo ihren Dank spendeten.

Nach wenigen Augenblicken trat Manuela, von Stefano geführt, mit gesenkten Blicken in den Saal.

Manuela war in Navarra geboren, und war eine Tochter der Schwester des Don Pedro und eines königlich gesinnten Landedelmannes, gleich diesem. Sie hatte Tafalla, ihre Heimath, verlassen, nachdem ihr Vater und ihre Mutter als Opfer der Bürgerkriege gefallen waren, welche jene Gegend verwüsteten; ihr Oheim, der alte Pedro, hatte sie nicht ohne Gefahr nach Panola kommen lassen, wo er eine innige Freude daran fand sie als liebe Tochter zu behandeln, bis er Gelegenheit finden würde, sie auf anständige und ehrenvolle Weise zu verheirathen.

Die Abstammung Manuela's war auf ihrem schönen Antlitz zu lesen, denn sie trug weit weniger als ihre Umgebung den Castilianischen Stempel; aber wenn ihre Schönheit auch weniger majestätisch war, so besaß sie dagegen desto mehr Anmuth und Grazie. Kaum achtzehn Jahr alt, besaß sie jene Züge, in denen sich

die Zartheit mit der Reinheit vereint und in denen sich die Leidenschaften unter jener kindlichen Sorglosigkeit verbergen, welche bei jungen Mädchen so häufig täuscht. Ihre lebhaften, freundlichen Augen, von gleicher Farbe wie ihr Haar, verliehen ihrer Physiognomie einen bezaubernden Einklang, der durch ihre schneeweißen Zähne und durch das Feuer ihres Blickes noch mehr hervorgehoben wurde. Ihre Tracht, es war die der Maja, war fast noch reicher, noch glänzender als die des Majos.

Die schwarze zurückgeworfene Spitzenmantille ließ die blendende Weiße ihrer Schultern noch mehr hervortreten; das enganschließende Mieder von braunem Sammet verrieth auf schwatzhafte Weise die schönen Umrisse ihrer Taille mit einer Genauigkeit, von der nur die spanische Coquetterie das Geheimniß besitzt. Das Röckchen von schwarzer Seide, in enge Falten gelegt, zog sich bis zur Hälfte des Beines hinab und ließ die Strümpfe und die Fußbekleidung, auf welche man im Süden einen so großen Werth legt, deutlich erschauen. Letztere bestand aus Schuhen von schwarzer, erstere aus glänzend weißer Seide, gefertigt. Dieser Anzug erhielt noch mehr Glanz durch die vielen bunten Bänder, Spitzen und Blumen, womit derselbe fast überdeckt war.

Als sie das liebliche Kleinod wieder erscheinen sahen, welches sie sich auf so ungeschickte Weise hatten entschlüpfen lassen, stießen die jungen Schnitter einen

lauten Ruf der Freude aus und begrüßten Stefano und seine reizende Gefährtin mit dem lauten Geklapper der Castagnetten.

„Manuela," sprach Don Pedro, indem er die Hand seiner Nichte erfaßte, „ich habe Dich bei unsern Dorfbewohnern wegen des argen Streichs entschuldigt, den Du ihnen gespielt hast. Jetzt ist die Reihe an Dir, ihnen Genugthuung zu geben, indem Du Dich dem hier herrschenden alten Gebrauch unterwirfst. So zittere doch nicht so, mein liebes Kind, und beginne Deine Rolle mit heiterem Muthe. Du bist ja die Tochter des Hauses, die Maja. Unter den wackern jungen Castilianern, die Dich umgeben, giebt es viele, die arg in Dich verliebt sind, und sich um Deine Hand bewerben wollen. Sie wollen Dir ihre Huldigung darbringen, indem sie Dir, nach alter Sitte, ihre Jasminsträuße anbieten, die sie bisher auf ihrem Herzen getragen haben. Einer ist doch gewiß unter ihnen, den Du insgeheim auszeichnest, und Du weißt ja, daß Du ihm das zu erkennen geben mußt, indem Du sein Bouquett behältst."

„Aber — aber Sennor Pedro" — stammelte das junge Mädchen mit zitternder Stimme.

„Keine Einwendungen meine liebe Nichte," unterbrach sie sanft aber ernst der Greis. „Wenn man jung und hübsch ist, muß man heirathen und Du hast hier die Auswahl! Der, den Du wählst, heirathet Dich übrigens nicht in den ersten vierundzwanzig

Stunden, er muß sich darauf beschränken, Dir in aller Form den Hof zu machen, Du giebst ihm durch Deine Wahl nur die Erlaubniß, daß er sich bemühen darf, Dir zu gefallen, und Deine Liebe zu verdienen.

Die reizende Manuela versuchte noch einmal, ihre Einwendungen geltend zu machen; aber der unerbittliche Don Pedro verschloß ihr durch einen Blick des Unwillens den Mund und gab den jungen Männern ein Zeichen mit der Ceremonie zu beginnen, auf die er eben so viel zu halten schien, als sie selbst. —

Die Meisten der im Gemache versammelten Hidalgos nahmen darauf die Jasminsträuße, die sie auf der linken Brust trugen, in die rechte Hand, so daß die liebliche Maja sich mit einem Blick überzeugen konnte, daß sie eben so viele Anbeter besaß, als es junge, hübsche Männer im Dorfe gab.

Manuela stand neben ihrem Oheim an dem äußersten Ende des Saales; rechts und links von ihr standen die Schnitterinnen und betrachteten ohne Neid in ihr die Königin des Festes und bildeten gewissermaßen ihren Hof. Vor ihr befand sich die Zahl der Nebenbuhler, die sich insgeheim einander eifersüchtige Blicke zuwarfen. Hinter ihnen stand Stefano und ließ den trüben, schwermüthigen Blick über die Versammlung gleiten. Die an der Thür aufgestellten Guitarren- und Castagnettenspieler präludirten die Scene, welche jetzt statt finden sollte, und dies ganze schöne

Tableau ward durch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet.

Der erste Hidalgo, welcher aus der Reihe trat, war ein hochgewachsener junger Mann mit dunklem Teint. Er näherte sich der Maja mit festem Schritt und sprach zu ihr gewandt:

„Ich bin Don Geronimo Caldaras, ich werde zur nächsten Weihnacht 26 Jahr. Man sagt mir im Dorfe nach, ich sei rücksichtlich einer Heirath schwer zufrieden zu stellen; ich war es, weil ich auf die reizendste Maja harrte. Ihr Manuela, seid die allerschönste Maja, und ich frage Euch daher, wollt Ihr diesen Strauß, den ich bisher auf meinem Herzen getragen, auf das Eurige legen?"

Don Geronimo reichte bei diesem Worten sein Bouquett dem jugendlichen Mädchen, sie nahm es erröthend und ließ es zu Boden fallen.

„Er ist abgeblitzt! Er ist abgeblitzt," jubelten die übrigen Bewerber, indem der junge Mann in die Reihe zurück trat, aus der sich sofort ein Zweiter näherte.

„Ich bin Don Juan Ribeira," sprach dieser in einem leichten Tone. „Meine Mutter sagt, ich sei der Schmuckeste in Panola, mein Vater sagt, ich sei der Reichste. Von Euch, Donna Manuela, hängt es ab, ob ich auch der Glücklichste sein soll. Wollt Ihr auf Euer Herz dies Bouquett legen, das auf dem meinigen ruhte?"

„Abgewiesen, abgewiesen!“ rief auf's Neue die Schaar, als sie gewahrte, daß die Jungfrau den Strauß durch ihre Finger gleiten und zu Boden fallen ließ.

Ein Dritter trat hervor unter dem Lächeln seiner Nebenbuhler; es war ein lustiger Geselle, der stets einen Spaß zur Hand hatte, es war dabei ein hübscher Bursche, etwas nachlässig in seinen Manieren.

„Perle von Panola,“ sprach er pathetisch zu Manuela gewandt, „Ihr kennt mich, seit Ihr dieses Dorf bewohnt, und Ihr wißt, für wen ich Tag und Nacht seufze. Ich liebe Euch eben so sehr, wie den Malaga oder den Cereswein, wollt Ihr“ — — —

Hier unterbrach er sich selbst, als er gewahrte, daß die Maja sein Bouquett unter dem schallenden Gelächter seiner Kameraden zu Boden fallen ließ, und schnell die Hand des Vierten, der aus der Reihe trat, erfassend, fuhr er fort: „Ich bin also nicht nach Eurem Geschmack, schöne Maja, Ihr habt sehr Unrecht, so stelle ich Euch hier meinen Vetter Don Babdicas vor, der Euch besser zusagen dürfte.“

Der neue Bewerber trat mit Seide, Sammet und Bändern fast überladen heran und sprach in einem feierlichen Tone: „Ich bin Don Henrique Babdicas, y Malacas, y Chasticas, ein Abkömmling des berühmten Cid Campeador. Wollt Ihr Donna Manuela d'Avilez, y Perez, y Ben Modex diesem Strauß, der auf meinem Herzen lag, einen Platz auf dem Euren anweisen?“

Don Henrique Babdicas, y Malacas, y Chasticas ward abgewiesen trotz seines berühmten Vorfahren und seiner altadligen Abkunft, und die zehn seiner Nebenbuhler, die nach ihm kamen, hatten keinen bessern Erfolg.

Die Jasminsträuße regneten zu den Füßen der Maja, und der Fußboden vor ihr war damit bedeckt. Die Zahl der Abgewiesenen vermehrte sich dergestalt, daß sie ihre Verwirrung nicht länger unter der Menge verbergen konnten, die Umherstehenden flüsterten zueinander, die Guitarrenspieler ließen vor Erstaunen über die Scene ihre Instrumente verstummen.

Der alte Pedro verzog das Gesicht bald unwillig, bald lächelnd und fragte sich selbst, weshalb seine Nichte wohl so strenge sei. Dann aber gab er sich auch zur Antwort, daß sie ja ein Recht habe zu wählen; diejenigen Bewerber, welche ihre Bouquetts noch in der Hand hielten, zögerten und wagten es kaum in die Schranken zu treten. Nur drei, kühner als die Uebrigen, traten vor und näherten sich der Maja. Die beiden Ersten wurden kaum bis zu Ende angehört, und aller Blicke richteten sich mit großem Interesse auf den Letzten. Manuela ließ diesen ausreden, dann nahm sie sein Bouquett, athmete tief, so als freue sie sich des unangenehmen Geschäfts überhoben zu sein, und ließ es gleich den übrigen zu Boden fallen. —

Ein lautes Gemurmel des Unwillens erhob sich nunmehr unter den bestürzten jungen Hidalgos. „Alle,

Alle abgewiesen," riefen die Bewerber und die Umstehenden wie aus einem Munde, „das ist unerhört!"

Es schienen sich im Saale Parthien für und gegen die Maja zu bilden; da trat der alte Don Pedro auf seine Nichte zu, gebot Stille, und sprach zu ihr gewandt:

„Hast Du auch wohl bedacht, — was Du gethan?"

„Ja, mein Oheim," erwiderte Manuela mit Festigkeit, „habt ihr mir nicht gesagt, daß ich frei handeln könne, wie ich wolle?"

„Du hattest freie Hand zu wählen, aber nicht freie Hand alle Bewerber zurückzuweisen." — Die Maja senkte das Auge ohne Etwas zu antworten.

„Verzeiht, mein Vater, noch sind nicht Alle zurückgewiesen, Einer ist noch da," rief in diesem Augenblick Stefano Riaz, indem er hervortrat. —

„Wo ist er, wo ist er?" fragten lebhaft Alle.

„Ich bin es," entgegnete der Majo, indem er seinen Jasminstrauß erfaßte.

Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens erfolgte. Donna Manuela zitterte so gewaltig, daß sie um nicht umzusinken genöthigt war, sich auf den Arm ihres Oheims zu stützen, welcher freudig ausrief: „Wie, Stefano, also Deine Cousine ist's welche" — — —

„Ja, ja, mein Vater," unterbrach ihn feurig der junge Mann, „sie ist es, die ich liebe."

„Das lasse ich mir gefallen," versetzte der Greis. „Jetzt weiß ich," fuhr er in sich hineinsprechend fort, weßhalb unsere Maja so spröde that, es hat ihr nicht an Appetit gefehlt, aber sie hat den besten Bissen abgewartet."

Die Guitarren und Castagnetten erschallten auf's Neue, und Aller Blicke waren nun auf Stefano gerichtet, welcher sich jetzt bleich und tief bewegt seiner Cousine näherte.

„Donna Manuela, ich liebe Euch heiß und innig," sprach mit einfachen Worten Don Stefano zu der Maja gewandt, „wollt Ihr auf Euer Herz diesen Strauß legen, der auf dem meinigen ruhte?"

Der junge Mann hatte diese Worte mit einem so zum Herzen dringenden Ausdruck gesprochen, die Geberde, womit er die symbolischen Blumen darbot, war so rührend, so leidenschaftlich, es lag so viel Furcht und Hoffnung in dem Blick, den er auf seine Cousine richtete, daß alle Umstehenden die innigste Theilnahme empfanden, und daß dem alten Pedro und dem jungen Mädchen Thränen in die Augen traten. „Behaltet das Bouquett, behaltet das Bouquett," sprachen Aller Blicke, selbst die der Nebenbuhler Stefano's nicht ausgenommen. Einige Stimmen sprachen sogar vernehmlich diese Bitte aus, während die Guitarren, wie flehend, leiser und gedämpfter erklangen.

Die Maja, eben so bleich wie ihr Cousin, nahm den Jasminstrauß mit zitternder Hand. Sie betrach-

tete ihn einige Augenblicke lang mit Wohlgefallen, dann machte sie eine Bewegung, so als wolle sie auch ihn zu Boden fallen lassen, plötzlich aber hielt sie inne und blickte noch einmal innig auf ihn — endlich ließ sie ihn langsam ihrer Hand entgleiten, indem sie ihren reizenden Kopf abwandte.

„Wie auch ihn, auch ihn!" riefen alle Anwesenden voll Staunen und Unwillen, als nun auch das letzte Bouquett von der Maja zurückgewiesen war. Die Musikklänge verstummten plötzlich, eine lebhafte Bewegung zeigte sich unter den Schnittern, während sich Don Stefano unter heißen Thränen in die Arme seines Vaters warf. „Hatte ich nicht Recht, mein Vater, als ich Euch sagte, daß ich ohne Hoffnung liebte?" stammelte er.

„Mein Kind, mein armes Kind," erwiderte mit sanfter Stimme der schmerzlich bewegte Greis. Dann wandte er sich zu der Jungfrau, ohne Stefano aus seinem Arm zu lassen. „Manuela!" sprach er mit dem Tone der größten Bitterkeit: „Du bist nicht nur streng, Du bist unbarmherzig. Als Du vor acht Monaten aus Navarra zu uns hieher kamst, eine verlassene Waise; als ich Dich mit Freuden aufnahm, und wie die Tochter des Hauses behandelte, war ich weit entfernt zu denken, das Du in meine Wohnung Schmerz und Verzweiflung bringen würdest." —

Nach einer Pause fuhr Don Pedro fort: „Du bist nicht gezwungen für meinen Sohn die Liebe zu empfinden, die Du ihm unwillkührlich eingeflößt hast. Du hast Deine völlige Freiheit. — Da Du aber die Freiheit benutzest, um die unglücklich zu machen, die Dich lieben —“ er mußte sich unterbrechen, er konnte nicht weiter sprechen, Thränen erstickten seine Stimme, er legte sein schneeweißes Haupt an die Brust des Sohnes. „Du armer Stefano,“ sprach er tief gerührt, dann aber ermannte er sich rasch, er hob sein Haupt und fuhr mit fester Stimme fort: „Fasse Muth, mein Sohn, vergiß, daß Du Deine Cousine liebtest.“

„Nimmer, mein Vater, nimmer!“ stammelte Stefano.

„Erinnere Dich wenigstens,“ nahm der Greis gutmüthig wieder das Wort, indem er auf Manuela blickte, welche das in Thränen gebadete Antlitz mit ihren Händen bedeckte,“ erinnere Dich stets, daß sie Deine Verwandte, Deine Schwester ist — gleich wie ich sie stets — es mag auch passiren was da wolle, als meine Nichte, als meine Tochter betrachten werde.“

„Ja, ja,“ rief Manuela, unter heißen Thränen die Hände des Greises mit ihren Küssen bedeckend, „Eure Tochter, — ja Eure Tochter, Don Pedro, hört nie auf, mir diesen Namen zu geben. Fürchtet nicht, daß ich jemals aufhören werde, seiner würdig zu sein. Verdammt mich in Eurem Herzen nicht als

eine Undankbare, bevor Ihr meine Rechtfertigung vernommen."

„Eure Rechtfertigung?" wiederholte Stefano, dem dieses Wort wie ein schwacher Hoffnungsschimmer in seine Seele drang. —

„Was habt Ihr mir zu sagen?" versetzte Don Pedro, „sprecht Manuela, ich bin ganz Ohr."

Die Maja blickte zögernd und verlegen um sich, sie öffnete wiederholt die Lippen, bebte aber und vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Signor Don Pedro," stammelte sie endlich, „das ist ein Geheimniß, das ich gewiß großes Unrecht hatte, Euch nicht schon längst mitzutheilen, und das ich nur Euch allein zu offenbaren vermag."

„Nur mir allein?" fragte der Greis, „wohlan, meine Tochter, ich bin bereit Dich zu hören, und zwar sogleich." So sprechend erfaßte er rasch die Hand der Jungfrau, nickte den Schnittern zum Abschiede freundlich zu und gab Stefano durch ein Zeichen zu verstehen, daß er sich beruhigen möge, worauf er sich mit seiner zitternden Nichte in das Nebenzimmer begab, während die jungen Männer kopfschüttelnd auseinander gingen.

„Ein Geheimniß! — Ein Geheimniß, welches sie nur meinem Vater offenbaren will!" sprach Stefano, nachdem er im Gemache allein geblieben, dumpf in sich hinein. Er heftete den trüben Blick auf die Thür, durch welche die Geliebte verschwunden war, dann

knieete er vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und flehete: „Heilige Mutter Gottes, höre mein Gebet, verleihe mir die Kraft, die Offenbarung dieses Geheimnisses abzuwarten — dann heile mein armes Herz von dieser unglücklichen Liebe."

Dann eilte er, um seine Brust in der frischen Luft zu erleichtern, hinaus in die Berge, deren Schatten sich bereits in dem Thale auszubreiten begannen. Der Himmel war jetzt nur noch durch den Wiederschein der hinabgesunkenen Sonne geröthet; der Abendwind hauchte den Duft der Jasminen und anderen Blumen durch die Lüfte, und man vernahm in Panola nur noch hier und da die Klänge der Guitarren und Castagnetten, oder den Schall der heimkehrenden Maulthiere.

Als Don Stefano etwas beruhigt in das Haus zurückkehrte, fand er seinen Vater und seine Cousine wieder in dem unteren Gemache. Manuela zitterte als sie ihn gewahrte, und wagte es nicht den Blick zu ihm zu erheben. Dann zog sie sich unter irgend einem Vorwande in ihr Zimmer zurück, nachdem sie ihren Oheim umarmt hatte.

Als Stefano sich jetzt mit Don Pedro allein befand, betrachtete er denselben in großer Spannung einige Augenblicke lang, ohne ein Wort zu sprechen, endlich näherte er sich ihm mit ängstlicher Neugier.

„Nun, mein Vater," sprach er, „Ihr habt mir nichts zu sagen?"

Don Pedro streckte ihm schweigend seine Hand hin, die der junge Mann erfaßte.

„Ein Wort, nur ein einziges Wort!“ rief Stefano mit steigender Ungeduld, „kann Manuela mich lieben? kann ich ihr Gatte werden?“

„Mein guter Sohn,“ erwiderte Pedro, „noch ist nicht alle Hoffnung verschwunden. Vielleicht wird ein Tag erscheinen, an welchem Du zu Manuela wieder von Liebe reden darfst, dann wirst Du das Geheimniß erfahren, durch das ich Dich jetzt nicht niederbeugen will. Du sollst es erfahren, sobald es nichts Schmerzliches mehr für Dich enthält.“

„Ein gewöhnliches Trostwort“ versetzte Stefano mit bitterem Lächeln, „ich danke Euch indeß, mein Vater, denn ich weiß es, Eure Schuld ist es nicht, daß Ihr mich nicht auf andere Weise trösten könnt.“

Er ging einige Mal mit wilden Schritten im Zimmer auf und ab, warf einen Blick des Vorwurfs auf das Bild der heiligen Jungfrau, die er vergebens um Beistand angefleht hatte, blieb einige Augenblicke vor der Thür stehen, die zu dem Zimmer seiner Cousine führte, und ließ dann seiner Verzweiflung freien Lauf.

„Ich bin elend, grenzenlos elend! Niemand kann ermessen, wie elend,“ jammerte er, indem er die Bänder und Schleifen von seiner Kleidung riß; er schleuderte seinen befederten Hut weit von sich und bestürmte dann seinen Vater mit Fragen über das Geheimniß, das ihm Manuela offenbart hatte. —

„Du mußt Manuela und ihr Geheimniß vergessen, mein Sohn," sprach der Greis, „Du mußt aus Deinem Herzen selbst die Erinnerungen an Deine Liebe verbannen."

„Ihr habt Recht, Ihr habt nur zu sehr Recht, aber das ist leider unmöglich" stammelte Stefano, „meine Liebe ist auf das Festeste mit meinem Herzen verwachsen, nur mit meinem Leben kann sie enden." So sprechend wandte der junge Mann sich ab und schritt mit langsamen Schritten die Treppe hinan, die zu seinem Zimmer führte.

„Ach!" seufzte Don Pedro, seinem Sohn nachblickend, „warum ist Manuela in dieses friedliche Haus gekommen! Wie werden wir aus diesem Labyrinth hinausgelangen."

Worthalten oder sterben.

Es war an einem Morgen des folgenden Monats, als kaum die Sonne aufgegangen. Ein feiner Regen war während der Nacht gefallen, und die Tropfen glänzten auf den Blättern wie Millionen Diamanten. Die Vögel kuckten aus ihren Nestern, oder begrüßten den Morgen, indem sie jubelnd in die Luft emporstiegen. Die Sonne hob sich im Osten hinter einem Wolkenschleier empor. Die Straßen von Panola waren fast noch menschenleer, nur dann und wann zog ein Maulthiertreiber mit seinen Thieren durch diesel-

ben, und das Haus des Don Pedro Riaz war das einzige im Dorfe, in welchem man schon wach war.

Seiner Gewohnheit gemäß, mit dem Anbruch des Tages aufgestanden, bevor noch irgend ein Anderer im Hause sein Lager verlassen hatte, stand Stefano an dem geöffneten Fenster, das auf die Straße hinaus ging. Er war beschäftigt an eine Lanze eine scharfe Spitze zu befestigen, unterbrach sich aber oft in seiner Arbeit und versank in seine düsteren Träumereien.

Außer Stefanos Liebesqualen, nahmen auch noch die kriegerischen Gerüchte, welche seit einigen Tagen in dieser Gegend circulirten, seine Gedanken in Anspruch. Die konstitutionellen Truppen, von Espartero angeführt, waren in mehre benachbarte Ortschaften eingerückt, und in der Eile bildeten sich royalistische Guerillas, um die Sache des Prätendenten zu vertheidigen. Man weiß wie Don Stefano in politischer Hinsicht dachte, und man wird sich daher nicht wundern, daß kriegerische Gedanken sich mit seinen Liebesgedanken mischten.

Plötzlich ward seine Aufmerksamkeit durch eine Stimme draußen rege gemacht welche die schöne Ballade von der Liebe Adhemars und Adalisas sang; sie hatte einen etwas fremdartigen Dialekt, welches das castilianische Ohr Stefanos sofort bemerkte. Er horchte dem Gesange, und die Worte desselben riefen seine Leidenschaft für Manuela in ihrem ganzen Um-

fange wach. Er blickte seufzend auf die Thür ihres Gemachs und horchte dann wieder auf den Gesang, der immer näher und näher kam und in dem er außer dem fremdartigen Accent eine zitternde Bewegung bemerkte. Bald darauf befand sich der Sänger vor dem Hause. Stefano hatte kaum die Zeit in ihm einen hochgewachsenen Mann zu bemerken, dessen Kopf entblößt und der in einen Mantel gehüllt war, denn kaum war der Wanderer vor dem geöffneten Fenster, als er einen Moment lang scheu und unruhig umher blickte und dann schnell, ohne Weiteres, durch das Fenster in das Gemach sprang. Dies ward mit solcher Hast bewerkstelligt, daß der Fremde den jungen Castilianer nicht einmal bemerkt hatte.

Stefano trat bei dem Anblick dieses ungebetenen Gastes rasch einen Schritt zurück, und fühlte sich fast versucht, denselben, den er für einen Räuber hielt, beim Kragen zu packen; aber sein Entschluß veränderte sich, als er bemerkte, wie der Fremde schnell das Fenster schloß und sich, wie um sich zu verbergen, in die Ecke drängte, während er dabei unabläßig auf die Straße hinausstarrte.

Plötzlich erschallte ein lautes Pferdegetrappel draußen und näherte sich dem Hause; mehr als hundert Reiter sprengten an dem Fenster vorüber und der Unbekannte athmete erst frei auf, als der Letzte von ihnen vorbei war.

„Reitet nur eine Stunde so zu,“ rief der Frem-

de, wie neubelebt, „dann wird mir die Zeit gegönnt mich auszuruhen.“

Indem er diese Worte sprach, drehte er sich um, und richtete seinen Blick zuerst auf das Innere des Gemachs; er gewahrte Stefano, und dieser konnte ihn nun zum ersten Mal deutlich betrachten. Beide schraken ein Wenig zusammen, begrüßten sich auf kalte Weise und jeder schien zu zögern, bevor er an den Anderen das Wort richtete.

„Vorsicht!“ sprach der unbekannte Militair zu sich selbst, denn daß er ein solcher war, verrieth seine Haltung und Begrüßung. „Der junge Spanier hat eben kein offenes Gesicht, und die Art, wie er mich betrachtet, verkündet grade kein Wohlwollen.“

„Wer kann dieser Fremde sein?“ fragte sich dagegen Stefano, indem er sich, wie unwillkürlich, den Pistolen näherte, die sein Vater geladen hatte. Er zog indeß schnell die schon danach ausgestreckte Hand zurück, als der Fremde sich ihm mit großer Freundlichkeit näherte. „Er ist nicht bewaffnet,“ dachte er, „ich kann abwarten, was er hier sucht.“

„Junger und edelgeborner Bewohner des alten Castiliens,“ begann der Fremde, „denn Ihr seid ohne Zweifel edelgeboren, wollt Ihr vor Allem die Gunst haben, mir zu sagen, bei wem ich die Ehre hatte, mich auf eine etwas seltsame Weise einzuführen?“ —

Bevor er antwortete, maaß Don Stefano den Frager von Kopf zu Fuß. Es war ein junger

Mann von 28 bis 30 Jahren, mit einem frischen und off'nen Gesicht, blonden Locken und einem Schnurrbart von derselben Farbe. Der braune Mantel, welcher zwei Drittel seines Körpers bedeckte, contrastirte mit seinem Pantalon von blauer Farbe. Diese Kleidung war keineswegs spanisch, so daß der junge Hidalgo zu der Vermuthung geführt ward, daß er einen Franzosen vor sich habe.

„Ihr befindet Euch," entgegnete Stefano, „bei einem ehrlichen Landedelmann, und es ist dessen Sohn, an den Ihr Eure Rede richtet."

„Natürlich also," entgegnete der Fremde mit einer gewinnenden Freundlichkeit, „ist der Sohn eben so wacker als der Vater, und ich danke es daher der Vorsehung, daß sie mich hieher geführt. Da ich mich durchs Fenster herein wagte, ohne mich zuvor anzumelden, konnte ich eben so leicht Schelmen als ehrlichen Leuten in die Hände gerathen, und so habe ich also ein sehr glückliches Spiel gespielt. Gestattet mir, junger Mann, daß ich mir zu Eurer Bekanntschaft Glück wünsche."

„Das ist eine höchst gefährliche Zunge für eine so hübsche Gestalt," dachte Stefano mit einem Ueberreste von Argwohn, dann sprach er den Fremden betrachtend mit lauter Stimme: „Es wird auch mir angenehm sein, Eure Bekanntschaft zu machen, und ich ersuche Euch daher, mir zu sagen, wer Ihr seid, woher Ihr kommt, und was Ihr hier sucht."

„Ihr führt grade keine allzu höfliche Sprache, edler Castilianer,“ entgegnete lächelnd der Fremde, „ich werde mich bemühen, Euch mit meinen Antworten nachzuahmen, in so weit es meine Gewohnheit gestattet. Zuvor aber ersuche ich Euch, mir zwei vorläufige Fragen zu beantworten: entschuldigt meine Unbescheidenheit und sagt mir, ob Ihr Euch zu der Parthei der Königin, oder zu der ihrer Gegner erklärt?“

„Mein Großvater ist als Opfer der Constitution gefallen, und mein Vater hat gegen Mina gekämpft,“ erwiderte Stefano mit Stolz, „ich halte es also mit der Monarchie!“

„Ich würde ohne Zweifel wie Ihr denken, mein militairischer Feind,“ erwiderte der Unbekannte, „das heißt an Eurer Stelle. Aber ich bitte Euch zu glauben, junger Mann, daß auch andere Meinungen achtungswerth sein können. Meine zweite Frage lautet: Seid Ihr der Mann, sich eines Feindes anzunehmen der sich in Gefahr befindet, und der sich Euch vertrauensvoll überläßt?“

„Ich kenne keinen Feind ohne Waffen,“ versetzte Stefano, „von diesem Augenblicke an, da Ihr Euch unter meinem Dache befindet, seid Ihr mein Gast.“

„Dann schlagt ein, Ihr seid ein braver Mann,“ rief der Fremde, indem er dem jungen Mann seine Hand hinstreckte. Zu gleicher Zeit schlug er seinen Mantel zurück und Stefano erkannte unter demselben

mit großer Bestürzung die vollständige Uniform eines französischen Volontairs der fremden Legion, die einen Theil der constitutionellen Armee bildete.

„Ja, ja, Ihr seid ein braver Mann," wiederholte der Fremde, indem er die Hand des bestürzten jungen Spaniers drückte. „Habt Ihr also eine Flasche gleich viel was, oder ein Gläschen, was Ihr wollt, bei der Hand, so erquickt mich erst, und dann will ich Euch mit wenigen Worten vertrauen, was mich hieher führt."

Don Stefano nahm sich zusammen, öffnete einen Schrank, nahm eine Flasche heraus und füllte langsam zwei Becher.

„Das hat nichts mit der Politik zu schaffen, und würde Don Carlos und Christine zu guten Freunden machen," lächelte der Lieutenant. „Allen guten Bewohnern Spaniens und seinen schönen Frauen!" rief er und leerte seinen Becher bis auf den letzten Tropfen.

Don Stefano that ihm Bescheid. Nachdem der Fremde sich den Schnurrbart gestrichen hatte, begann er seine Mittheilung auf folgende Weise:

„Ich nenne mich Charles Paul d'Hervilliers," sprach er, „ich bin Militair meiner Geburt und meinem Gewerbe nach, nicht gern zugegen, wo Friede und Ruhe herrscht, mit Freuden aber gegenwärtig, wo es Säbelhiebe auszutheilen giebt, mit einem Worte, in diesem Augenblick Lieutenant in dem ersten und einzigen Regimente der französischen Volon-

tairs im Dienste Ihrer Majestät Isabella II. Wie und auf welche romantische Weise ich zu dieser Stellung gelangte, sollt Ihr, mein edler Castilianer, in wenigen Worten erfahren. Es sind jetzt ungefähr drei Jahre. Ich hatte so eben den Dienst Frankreichs verlassen, und kehrte mit der Tresse eines Sergeanten geschmückt nach erhaltenem Abschiede in meine an der Grenze Eures Landes gelegenen Heimath unfern Bayonne zurück. Dort traf ich einen spanischen Offizier, welcher für die Königin Christine rekrutirte. Er beklagte mich, daß ich aus meinen Feldzügen nichts als die Tresse eines Sergeanten mitgebracht hätte, und nachdem er mir die Freuden und den guten Wein seines Vaterlandes geschildert hatte, sagte er mir, daß, wenn ich Lust verspürte, ein Epaulett zu tragen, es mich nur ein einziges Wort kosten solle. „Wollt Ihr,“ fragte er mich, „eine Schaar ehrlicher Teufel gleich Euch in's Feuer führen, die Eure Landsleute sind und im Begriffe stehen mir nach Spanien zu folgen?“ Zu gleicher Zeit zeigte er mir eine zerlöcherte, von Pulverdampf geschwärzte Fahne, deren Anblick selbst den Muth des Feigherzigsten erweckt haben würde; der meinige, der einer solchen Probe nicht bedurfte, konnte dieser Versuchung nicht widerstehen; ich legte meine Hand auf die alte Fahne und sprach zu dem Spanier: „Ja, ich bin der Eure, ich werde diesen glorreichen Fetzen mit der Tapferkeit und der Treue eines redlichen Soldaten vertheidigen.“

„Auf diese Weise bin ich Lieutenant Ihrer Majestät — verzeiht, ich wollte sagen, der Regentin Christine, geworden. Jetzt komme ich zur Sache. Da ich einige Stunden von hier in der Caserne lag, bat ich um einen Urlaub von einigen Tagen, um einen Ausflug nach Panola machen zu können. Ich hoffte dort ein Bataillon der Voltigeurs zu treffen, welches hier diesen Morgen einrücken sollte. Ich habe mich indeß sehr beeilt und wäre fast einer Guerilla in die Hände gerathen, die sich anschickte, zum Frühstück ihre Kugeln mir in den Magen zu senden. Es gelang mir indessen ihnen zu entwischen und dieses Dorf zu erreichen, wo sie mir aber so nahe auf den Fersen waren, daß ich, um nicht in ihre Hände zu gerathen, mich gezwungen sah in dieses Fenster zu springen.“

„Wenn ich jetzt bedenke,“ fuhr er lächelnd fort, „daß meine guten Feinde mir noch immer im vollen Galoppe nachsprengen, während ich hier mit Euch ganz bequem diese Flasche Xeres leere, so kann ich mich wahrlich meines guten Glücks nicht genug freuen. — Begreift jetzt meine Stellung, mein freundlicher Wirth,“ fuhr er fort, nachdem er auf's Neue sich eingeschenkt und den Becher geleert hatte. „Wenn nun die Guerillas mich draußen auf der Landstraße nicht finden, ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie zurückkehren, um mich hier in Panola aufzusuchen. Wenn Ihr also der treue gastfreie Mann seid, für den ich Euch halte — —“

„So müßt ich Euch verbergen, nicht wahr?" fragte Stefano, indem er schon nach einem Versteck umherblickte.

„Wartet noch, wenn es Euch beliebt, das eilt so sehr grade nicht," rief der Lieutenant, „die Guerilla kann unter einer Viertelstunde nicht zurück sein, und dann ist es noch Zeit genug, mich ihren Blicken zu entziehen. Ihr begreift, daß ich nicht bloß nach Panola gekommen bin, um mich von den Guerillas jagen zu lassen, und ich muß Euch daher, wenn ich anders Eure Gefälligkeit nicht zu sehr mißbrauche, ersuchen, mir noch über einen anderen Gegenstand Auskunft zu geben, der den eigentlichen Zweck meiner Reise ausmacht."

„Sprecht nur frei heraus," erwiderte der junge Hidalgo, indem er seinen Platz wieder einnahm.

„Ich komme hieher," sprach der Franzose, indem er sich mit einiger Selbstgefälligkeit den Schnurrbart strich, „ich komme, hier ein junges Mädchen aufzusuchen."

„Ein junges Mädchen?" fragte Stefano, bei dem diese Worte eine seltsame Ahnung erweckten.

„Das setzt Euch in Erstaunen, nicht wahr? Ja, ja, es ist des Staunens werth; es ist eine ganz seltsame Geschichte. Ich will sie Euch erzählen, Ihr könnt mir vielleicht einen guten Rath ertheilen." Und mit der Schwatzhaftigkeit eines Franzosen, der dem Ersten, Besten Zutrauen schenkt, fuhr er fort: „Es ist

jetzt ungefähr ein Jahr her, bald nachdem ich unter Espartero Dienste genommen, als das Regiment, bei dem ich stand, nach einem lebhaften Widerstande in ein Dorf Navarra's drang.“ —

„In ein Dorf Navarra's?“ fragte Stefano tiefaufseufzend. Ein neues furchtbares Vorgefühl beschlich ihn und ward noch mehr gesteigert durch den ernsten Ton, welchen jetzt der Lieutenant angenommen hatte.

„Ein Haus besonders ward so muthig vertheidigt, daß wir es fast nur mit gefälltem Bajonett erobern konnten, und unsere Soldaten beschlossen hatten, alle Bewohner desselben über die Klinge springen zu lassen. Das unnöthige Blutvergießen ist mir zuwider, seht Ihr, und mein Herz empörte sich, als ich sahe, wie zwanzig entblößte Säbel gegen zwei hochbetagte Personen und ein junges Mädchen gerichtet waren, dessen unendliche Schönheit einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machte.“

„Zwei alte Leute und ein junges Mädchen?“ wiederholte der Hidalgo, der immer gespannter ward.

„Sieh da, meine Geschichte scheint Euch zu interessiren?“ bemerkte der Lieutenant.

„Mehr als Ihr glaubt,“ antwortete der Spanier, „fahrt nur fort.“

„Ich warf mich also zwischen die Unglücklichen und meine Soldaten, fest entschlossen, die Grausamkeit der Letzteren zu verhindern; die von dem Kampf erhitzten Krieger aber hörten nicht auf meine Worte,

sondern durch den Widerstand wüthend gemacht, richteten sie ihre Streiche gegen mich, so daß ich einen Bajonettstich in die Brust empfing — die Alten und das junge Mädchen aber waren gerettet! War das nicht schön von mir, sagt junger Mann?"

„Zum Bewundern," sprach ernst der Castilianer, aber immer stärker fühlte er sich von einer unglücklichen Ahnung erfaßt. „Doch nur weiter."

„Die wackeren Leute, welchen ich das Leben gerettet hatte," fuhr d'Hervilliers fort, bezeugten mir ihre Dankbarkeit auf die lebhafteste Weise. Sie behielten mich bei sich, betrachteten mich wie zur Familie gehörig, und überließen mir das beste Lager im Hause. Ich wurde von ihnen gehegt und gepflegt, wie ein Kind des Hauses; das junge Mädchen ganz besonders wich in vierzehn Nächten nicht von meinem Lager und bewies mir eine wahrhaft schwesterliche Sorgfalt. Das liebe Mädchen!" hier ging die Stimme des Franzosen vom Ernst zur Rührung über, gleichwie sie sich vorhin vom Scherz in Ernst gewandelt hatte. „Noch sehe ich sie, wie sie als Schutzengel an meiner Seite weilte und die schönen Lippen öffnete, um mir zu danken, daß ich ihren alten theueren Aeltern das Leben gerettet, oder wie sie ging und kam, unablässig für meine Pflege bemüht. Mein Herz wurde dadurch auf das Innigste gerührt; kurz, ich war bald zum Närrischwerden in die Kleine verliebt."

„Ein solches Gefühl scheint Euch nicht fremd zu sein, edler Castilianer?“ fragte er, als er bemerkte, daß dem jungen Hidalgo bei seinen Worten das Blut in die Wangen stieg. —

„Nein, o nein,“ erwiderte Stefano ausweichend; „aber nur fortgefahren, weiter, weiter.“

„Meine Geschichte ist bald zu Ende, ich komme zum Schluß. Ich machte ihr, um kurz zu sein, ohne Weiteres meine Liebeserklärung.“

„Und sie ward aufgenommen?“

„So schien es mir. Das junge Mädchen wurde bleich, erröthete, verwies mich an ihre Aeltern und gestattete mir, die Spitzen ihrer allerliebsten Finger zu küssen. Da ich nun völlig wiederhergestellt war, marschirte ich im Geschwindschritt zu ihren Aeltern. Den Vater, einen wackeren Greis, hatten die letzten Vorfälle so angegriffen, daß er seinen Tod erwartend im Bette lag, und kaum hatte ich bei ihm um die Hand seiner Tochter geworben, als er freudig ausrief: „Dem Himmel sei Dank, ich werde also nicht sterben, ohne meinem Retter seinen menschenfreundlichen Dienst vergolten zu haben!“ Dann nahm er die Hand seiner Tochter, legte sie in die meine und wir mußten in seiner Gegenwart die Ringe wechseln. Dann breitete er seine zitternde Hand segnend über uns aus, während wir vor seinem Lager auf unseren Knieen uns ewige Treue schwuren. Die Aeltern

weinten, die Tochter weinte, ich weinte, kurz, wir weinten sämmtlich wie die Kinder."

„Drei Tage darauf starb der Greis, und ich mußte mit meinem Regimente nach Castilien. Seit dieser Zeit war ich bald hier, bald dort, so daß ich keine Nachrichten von meiner Verlobten empfangen konnte, bis ich endlich erfuhr, daß ihre Mutter gleichfalls gestorben sei, und daß sie selbst Navarra verlassen und sich nach Panola zu einem Oheim mütterlicher Seite begeben habe. Da ich nur einige Stunden von diesem Orte entfernt war, so begreift Ihr, daß ich keinen Augenblick Zeit verlor. — Aber, mein Gott, was fehlt Euch, junger Mann?" fragte er, als er gewahrte, daß Stefano bleich wie der Tod sich von seinem Sessel erhoben hatte. „Ihr hört nicht mehr auf das, was ich Euch sage."

„Ich habe genug davon gehört," entgegnete der Spanier in einem dumpfen Tone; „wie heißt jenes Dorf in Navarra, sprecht?" —

„Tafalla!"

„Und das Mädchen — dessen Hand Euch der Vater auf dem Sterbebette zusagte?"

„Manuela d'Avilez!" lautete die Antwort.

„Manuela, — Manuela!" wiederholte Stefano, indem er zurück auf seinen Stuhl sank. „Ich Unglücklicher," sprach er dumpf in sich hinein; „jetzt liegt ihr Geheimniß am Tage, und sie wird mich nimmer lieben!"

„Aber du mein Himmel, was habt Ihr denn, junger Mann? was fehlt Euch? kennt Ihr etwa Manuela? sie wohnt doch in diesem Dorfe? Ihr schweigt? Hölle und Teufel, sie ist doch nicht todt — oder verheirathet?“

„Nein, nein,“ antwortete der Castilianer mit großer Anstrengung, „seid deßhalb unbesorgt; Manuela ist hier, sie liebt Euch — sie harrt mit Ungeduld auf Euer Erscheinen.“

„Es wäre auch schlimm, wenn es anders wäre, ein Schwur ist kein Kinderspiel,“ versetzte d'Hervilliers. „Sagt mir also kurz heraus, wo kann ich meine Verlobte finden?“

Stefanos Gesicht überzog eine dunkle Glut, denn ein böser Gedanke erstieg in seinem Gehirn. Er raffte sich indeß zusammen und wollte dem Franzosen sofort eine Antwort geben, als plötzlich das Gespräch durch die Erscheinung einer dritten Person unterbrochen wurde.

Diese dritte Person ist ein guter Bekannter von uns, den wir bereits bei Gelegenheit des Festes kennen lernten; es war nämlich kein Anderer als Don Henrique Valdicas y Malacas y Chasticas, der Abkömmling des berühmten Cid Campeador.

„Seid unbesorgt, es ist ein guter Freund,“ sprach Stefano zu dem Lieutenant, der eilig fortschlüpfen wollte; und d'Hervilliers erkannte nunmehr in dem jungen Mann in der auffallenden Tracht den-

jenigen, den er vor einer Stunde unterwegs angetroffen und der ihm den Weg nach dem Dorfe gezeigt hatte.

„Ach, Ihr seid es, Sennor!“ rief er.

„Erschreckt nicht,“ entgegnete Jener, „Ihr habt nichts von mir zu fürchten. Als ich Euch diesen Morgen begegnete, errieth ich auf den ersten Blick wen ich vor mir hatte. Ich, Don Henrique Babdicas, Abkömmling des berühmten Cid Campeador, erzeige mich gern großmüthig gegen Freund und Feind, und freue mich, Euch hier zu treffen und Euch sagen zu können, wo sich Eure Verfolger befinden.“

„Sprecht, sprecht, wo sind sie?“

„Nur eine halbe Stunde von Panola, wohin sie ohne Zweifel bald zurückkehren, um Euch zu suchen.“

„Wie ich es vorher sah.“ Hier wandte sich der Lieutenant an Stefano, der in tiefen Gedanken versunken dastand.

„Ich werde Euch einen sichern Zufluchtsort aussuchen,“ sprach nach einer Pause der Letztere; „harrt mit Don Henrique hier meiner Rückkehr.“

Stefano lenkte seine Schritte in den Garten, wo endlich die frische Luft seine gepreßte Brust erleichterte. D'Hervilliers folgte ihm mit unruhigen Blicken, Don Henrique aber trat zu ihm und bemerkte, ihn beruhigend: „Vertraut getrost diesem jungen Hidalgo, er ist ein wackerer und ehrenwerther Castilianer, — obgleich er unsere Meinung nicht theilt.“

„Wie, Ihr wäret?“ fragte der Flüchtling erstaunt.

„Ein Constitutionellgesinnter, wie Ihr,“ versetzte Don Henrique leise und mit Wichtigkeit, „jedoch insgeheim — innerlich. Hier in diesem barbarischen Dorfe giebt es lauter Carlisten, wenn sie wüßten, daß ich anders dächte als sie!“

„Und weshalb bleibt Ihr bei ihnen? Warum schließt Ihr Euch nicht der Armee der Königin Christine an? Ich möchte Euch den Vorschlag machen, mich diesen Abend zu begleiten.“

„Unmöglich, unmöglich!“ versetzte der Andere. „Seht, mein Ahnherr, der berühmte Cid Campeador, war mitunter, aber nicht oft, sehr vorsichtig, sehr sanft.“

„Und sehr muthig, Sennor!“ unterbrach ihn d'Hervilliers, „er war der Muthigste aller Spanier!“

„Der Himmel hat auch mir seine Vorsicht, seine Sanftmuth verliehen — —“

„Sein Muth aber ist wohl auf eine Nebenlinie seiner Familie übergegangen. Was aber thut Ihr für Eure Sache, mein edler Castilianer?“

„Was ich für unsere Sache thue? Ich hege täglich eifrige Wünsche für ihr Wohl. Ich wollte, daß alle Feinde unserer Königin über die Klinge sprängen, — aber nicht über die meinige — ich kann kein Blut sehen, es ist seltsam.“

„Enkel des berühmten Cid Campeador, Du bist

eine feige Memme," murmelte der Franzose zwischen den Zähnen.

„Was sagt Ihr, wenns Euch beliebt?" fragte Don Henrique. —

„Ich sagte, daß ich glaubte, die Guerilla kehre zurück," entgegnete der Lieutenant, indem er das Ohr an das Fenster legte und die Hand des Spaniers heftig drückte.

„O du mein Himmel, wo bleibt Stefano," rief der Letztere erschrocken.

„Hier bin ich," erwiderte der Sohn des Don Riaz, indem er wieder in das Zimmer trat, und auf den ihm vertrauenden Flüchtling einen Blick warf, der denselben erschreckt haben würde, wenn er ihn bemerkt hätte.

„Kein Wort von dem, was ich Euch offenbarte," flüsterte Henrique in großer Angst dem Franzosen zu.

„Die Guerillas sind von der andern Seite in's Dorf gesprengt," sprach der Letztere, ohne auf den Abkömmling des Cid Campeador zu hören; „sie werden Alles durchsuchen und alle Ausgänge von Panola besetzen. Ihr müßt mich also augenblicklich verbergen, mein wackerer Wirth, oder ich muß mein Testament in Eure Hände niederlegen."

„Ja, ja," entgegnete Stefano, scheue Blicke um sich werfend, „ich habe Euch einen Schlupfwinkel ausgesucht — ich will — ich werde. — Tausendfacher

Fluch auf mein Haupt," tobte er in sich hinein, „er kommt hieher um mich zu tödten, indem er mir das Theuerste raubt, und ich soll auf Gefahr meiner eigenen Sicherheit seine Tage beschützen!"

„Wo wollt Ihr mich verstecken?" fragte der Lieutenant, „sprecht, mein theuerer Wirth."

Dieses Wort des Vertrauens ließ den Castilianer ob seines Zögerns erröthen. Der Lärm der Guerillas kam unterdessen immer näher und näher, er hörte, wie sein Vater und seine Cousine sich in ihren Zimmern bewegten, ohne Zweifel geweckt von dem Geschrei und Gelärme draußen.

„Eilt, eilt," rief d'Hervilliers ungeduldig.

„So folgt mir," sprach Stefano, „dieses Haus bietet keinen sichern Zufluchtsort dar; aber am Ende des Gartens längst der großen Hecke — nehmt diesen Dolch, hängt Euren Mantel um und folgt mir." Darauf öffnete er eine Seitenthür, durch die er sich mit dem Flüchtling entfernte, während Don Henrique sich durch den gewöhnlichen Eingang hinweg begab.

„Gebt Acht auf den Weg," bemerkte der junge Hidalgo zu seinem Schützling gewandt, „Ihr müßt allein auf demselben zurückkehren, falls die Zufluchtsstätte, die ich Euch anweise, bedroht werden sollte."

„Fürchtet nichts," antwortete der Franzose; und so sprechend schlüpfte er mit seinem Führer längst der Hecke hin, bis sie zu einem Gebüsch gelangten, an dessen Ende sich ein verfallener Pavillon befand, dessen

Dach man von dem Hause aus gewahren konnte. Dort angelangt ließ Stefano den Flüchtling in das Gebäude treten und dort eine Stellung einnehmen, von welcher aus er die Landstraße und den Garten überblicken konnte; dann besprachen sie sich leise über die Maßregeln in etwa eintretenden Fällen, worauf der Castilianer nach Hause zurückkehrte, um dort die Ankunft der Guerillas zu erwarten.

Stefanos Unruhe nahm mit jedem Schritte zu, der ihn dem Hause näher brachte. Die plötzliche Entschleierung des Geheimnisses seiner Cousine, jener unauflösliche Treuschwur, das unerwartete Zusammentreffen mit einem Nebenbuhler, dem er seine Rechte nicht einmal streitig machen konnte, die Ueberzeugung, daß d'Hervilliers das Herz Manuelas besaß, der Kampf in seiner Seele zwischen Eifersucht und Großmuth, der verlockende Lärm der Guerillas, welche das Dorf durchstöberten — die mit einem einzigen Schlage den Bräutigam und seine Rechte vernichten konnten — das Alles wogte in dem Gehirn des jungen Mannes wild durch einander. Schwankend zwischen Pflicht und Verrath stand er mehrmals im Begriffe, sich gleich seinem Gast in einen Winkel zu verbergen, und den Ausgang der Sache dem Zufall oder der Vorsehung zu überlassen.

Er schauderte vor Allem bei dem Gedanken, Manuela wiederzusehen, jetzt da er wußte, daß sie für

immerdar für ihn verloren sei. Seine früheren entsetzlichen Vermuthungen waren Nichts im Vergleich zu der jetzigen furchtbaren Gewißheit, und er wünschte jetzt jene schmerzlichen Zweifel zurück, die ihn vormals fast der Verzweiflung preisgegeben hatten. Erst als sein Fuß die Schwelle des Hauses betrat, war sein Entschluß gefaßt.

Don Riaz befand sich allein in dem unteren Gemache, als Stefano zu ihm eintrat. „Nun," fragte der Greis, „was giebt's denn?"

Der junge Mann schauderte zusammen, als er seinen Vater erblickte; er blieb einige Momente regungslos an der Thür stehen. Während dieser stummen Scene blickte Don Pedro forschend auf seinen Sohn, welcher den Blick zu Boden gesenkt hatte und über einen großen Entschluß zu brüten schien. —

„Stefano, Stefano, mein Sohn, sprich, was hast Du?" fragte der Greis, mit dem Tone der Angst. „Ich habe Dich schon einmal gefragt, was geschehen ist, Du aber bist mir die Antwort schuldig geblieben. Reiche mir Deine Hand, nicht wahr, Du hast mir etwas zu offenbaren?"

„Ich habe," erwiderte Stefano, indem er die Hand des Greises krampfhaft erfaßte, „ich habe eine Bitte an Euch zu richten, mein Vater!"

„Und wie lautet sie?" fragte Don Pedro.

„Ich bitte um Eure Waffen," erwiderte Stefano,

indem er auf die an der Wand hängende Flinte und die Pistolen deutete.

„Meine Waffen, mein Sohn? Und wozu willst Du sie gebrauchen?“

„Bei allen Heiligen! dazu sie Jedermann gebraucht,“ entgegnete der junge Hidalgo mit großer Lebhaftigkeit. „Habt Ihr mir nicht selbst gesagt, daß nichts mich aufhalten solle, wenn der Dienst mich zur königlichen Armee beriefe?“

„Ei, freilich!“

„Wohlan, da bitte ich Euch denn um die Erlaubniß, noch heute aufzubrechen, um mich meinen Brüdern anzuschließen. Auch ich will gegen die Feinde Spaniens kämpfen. Ich will mich auf dem Schlachtfelde auszeichnen, will mich der schmerzlichen Unthätigkeit entziehen, unter der ich in Panola seufze.“

„Du willst nur fort von Deiner Cousine, das ist Alles,“ bemerkte der Greis, wehmüthig den Kopf schüttelnd, „und dennoch weißt Du nicht — —“

„Ach, mein Vater, ich weiß mehr als Ihr,“ unterbrach ihn lebhaft der junge Mann. „Ich weiß in diesem Augenblicke mehr als meine Cousine selbst.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ist Manuela nicht mit einem französischen Volontair verlobt, der ihr und ihren Aeltern vor mehr als einem Jahre das Leben gerettet? Erwartet sie nicht diesen Franzosen um ihm ihre Hand zu reichen? Und ist das nicht mit wenigen Worten das ganze

Geheimniß, was sie Euch am Tage des Erndtefestes offenbarte?"

„Das ist richtig, nun ja, wer aber kann Dir das mitgetheilt haben?"

„Ein Mann, der von den Guerillas verfolgt, sich so eben in unser Haus geflüchtet und der kein Anderer ist als der Verlobte meiner Cousine, der Lieutenant d'Hervilliers."

„Wie, wär's möglich?" fragte Don Pedro in höchster Bestürzung. —

„Es ist, wie ich Euch sage," rief Stefano, mit einem Blick, aus dem die Eifersucht flammte. „Manuela wird sich nunmehr trösten ob ihres langen sehnsüchtigen Harrens. Ihr Verlobter hat ihrer nicht vergessen, wie sie es vielleicht gefürchtet hat. Er kommt ohne Zweifel sein Versprechen zu erfüllen, und sie wird unbeschreiblich glücklich sein. Aber Ihr begreift doch nun, mein Vater, daß ich fort muß," — er eilte zur Wand um die Waffen herabzunehmen. „Ihr begreift, daß ich dieses Haus und dieses Dorf auf immerdar verlassen muß, daß ich in dem Getümmel des Krieges Ruhe suche, daß ich in dem Blute des Feindes Trost dafür suche, — den nicht vernichten zu können, den — — —"

„Stefano, Stefano," unterbrach ihn der zitternde Greis, „hüte Dich wohl, Deine Privatfeindschaft mit jenem Nationalhasse zu verwechseln, der alle Spanier beseelen muß! Da der Lieutenant d'Hervil-

liers sich hieher in Deinen Schutz begeben hat, so ist er auch nicht mehr ein Volontair der constitutionellen Armee, er ist nicht mehr Dein Feind, nicht mehr Dein Nebenbuhler; er ist Dein Gast, mein Sohn, und Dein Leben muß das seine verbürgen. Ja, ja, Dein Leben muß für das seine bürgen," wiederholte Don Pedro, aus dessen Augen in diesem Moment das ganze Ehrgefühl des Castilianers blitzte, „und ich würde Dich lieber tausendmal todt sehen — ja ich würde Dich lieber mit dieser meiner zitternden Hand tödten, als glauben, daß Du jene entsetzlichen Worte ernstlich gemeint." —

„Und weshalb?" fragte Stefano in einem dumpfen Tone, „weshalb sollt ich zum Verräther an meinem Gaste werden? Würde mich Manuela etwa mehr lieben, weil ich den geopfert, den sie mir vorzieht? Da sie mich verschmähte als sie mich achten konnte, würde sie mich wählen, nachdem ich mich entehrt? Darum unbesorgt, mein Vater," fuhr er im stolzen Tone fort, „es bedarf nicht des Eigennutzes, um meine Ehre aufrecht zu erhalten, — und ich habe Alles so geordnet, daß der Lieutenant d'Hervilliers nichts zu befürchten hat."

Don Pedro drückte die Hand seines Sohnes und fragte leise: „Wo ist er?"

„Am Ende des Gartens — im verfallenen Pavillon — alle Maßregeln sind getroffen." —

„Gut, mein Sohn," sprach der Greis, „Du

wirst über Deinen Gast wachen." Und mit gedämpfter Stimme fuhr er fort, als er gewahrte, daß sich Stefanos Blicke wieder auf die Waffen richteten, „jetzt begreife ich, mein armer Stefano, daß Du nicht länger in diesem Dorfe bleiben kannst. Und obgleich Du mein letztes Kind bist, — die einzige Freude, meiner alten Tage — und obgleich ich dann hier allein sterben kann, ohne daß die Hand des Sohnes mir das Auge zudrückt, — sollst Du dennoch — sobald Dein Gast außer Gefahr ist — die Waffen nehmen und in's Feld ziehen."

Während der ergraute Castilianer diese Worte sprach, traten ihm zwei große Thränen in die Augen, zwei jener heißen Thränen eines Greises, welche von den Wimpern auf das Herz zurückfallen. Don Stefano war tief bewegt, doch seine Kindesliebe unterlag seiner Eifersucht. „Verzeiht, mein Vater," sprach er mit bebender Stimme, „verzeiht, wenn ich Euch bestürme, nicht morgen, nein schon heute — nicht diesen Abend, nein, jetzt gleich möchte ich fort."

„Wie, jetzt gleich?" fragte Don Pedro erschrocken.

„Ich kann es nicht mit anschauen, wenn Manuela und d'Hervilliers vereinigt sind," entgegnete der junge Mann in einem furchtbaren Tone. „Ihre Seligkeit, ihre Freude würde mich tödten! Ich habe ein Mittel gefunden, den Lieutenant zu retten, ohne daß meine Abreise dadurch verschoben würde."

„Und welches Mittel ist das?“ fragte resignirt der Greis.

„Ich will mich der Guerilla anschließen, die jetzt das Dorf durchsucht. Wenn sie mich zu den ihrigen zählen, werden sie selbst den Gedanken aufgeben dies Haus zu durchstöbern. Und ich werde d'Hervilliers Leben retten, indem ich mit seinen Verfolgern von dannen ziehe.“

„Du hast Recht,“ versetzte Don Pedro nach kurzem Nachdenken. Und da er weiter kein Wort hervorzubringen vermochte, deutete er schweigend auf die Waffen und wandte sich ab.

„Dank, Dank! mein guter Vater!“ rief Stefano mit dem Ausdruck schmerzlicher Erkenntlichkeit. Zu gleicher Zeit nahm er die Pistolen und die Muskete, steckte die Ersten in seinen Gürtel, warf die Letztere über die Schultern, überzeugte sich, daß sich die Guerillas noch in dem benachbarten Hause befanden, nahm seinen großen breitkrampigen Hut und seine kleine Börse und schickte sich an, seinem Vater Lebewohl zu sagen. Grade aber, als der bleiche Greis seine Arme öffnete, um den Scheidenden zum letzten Mal an's Herz zu drücken, öffnete sich eine Thür des Hauses und Manuela trat herein.

„Manuela!“ riefen zugleich Vater und Sohn. Das junge Mädchen sah bald den Einen bald den Anderen an und ließ endlich ihren ängstlichen Blick auf Stefano ruhen.

„Was habt Ihr vor, Vetter?“ fragte sie, indem sie auf seine Waffen deutete.

„Ich will fort, Cousine, ich will fort,“ erwiderte Stefano mit niedergesenktem Auge.

„Ihr wollt fort,“ entgegnete erschrocken Manuela. „Er will fort?“ fügte sie hinzu, indem sie einen fragenden Blick auf ihren Oheim richtete.

„So ist es,“ versetzte der Greis mit einem tiefen Seufzer.

„Und das wundert Euch, Manuela?“ fragte der junge Mann mit dem Tone bittrer Ironie, „muß ich mich nicht von der entfernen, der ich so unglücklich war meine Liebe zu gestehen, während ihr Herz einem Anderen gehörte.

„Einem Anderen? Also weiß er Alles,“ dachte das junge Mädchen; „aber diese Waffen?“ fragte sie, „Ihr zieht also in den Krieg?“

„Ja Cousine,“ entgegnete der junge Hidalgo, „dort, sagt man, soll man am leichtesten Vergessenheit oder den Tod finden.“ Obgleich diese Worte mit gedämpfter Stimme ausgesprochen waren, wurden sie dennoch von Pedro und Manuela verstanden.

„Mein guter lieber Sohn,“ stammelte bekümmert der Greis. Manuela aber rief: „Wie, von sterben sprecht Ihr, Vetter? Was hat das Alles zu bedeuten?“

Das arme Mädchen ahnete ein Unglück, dessen Ursache sie noch nicht kannte, und sie fühlte sich von Angst verzehrt.

„Was giebt es denn, Stefano?“ forschte sie mit zitternder Stimme, „ich hörte Lärm im Dorfe, ist unser Leben bedroht? Wollt Ihr uns mit diesen Waffen vertheidigen? Seid barmherzig und gebt mir Auskunft.“

„Ihr habt nichts zu fürchten,“ erwiderte der junge Mann, „im Gegentheil, alle Eure Wünsche werden in Erfüllung gehen und meine Abwesenheit wird sie krönen.“

„Eure Abwesenheit, Vetter?“ entgegnete Manuela mit sichtbarem Schmerze, „wie mögt Ihr so zu mir reden?“

„So lebt denn wohl, Cousine,“ sprach Stefano, sich zusammenraffend, „seid ebenso glücklich, als ich unglücklich bin! Lebt wohl, mein lieber, lieber Vater,“ so sprechend preßte er seinen Vater an seine Brust.

„Auf Wiedersehn, mein Sohn!“ stammelte der Greis, „Muth gefaßt, mein Sohn,“ fuhr er darauf mit etwas festerer Stimme fort, „diene dem Könige wie ein tapferer Soldat, und bedenke, daß man noch nicht jeden Trost verloren hat, wenn man seine Ehre aufrecht erhielt. Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn also!“

Vater und Sohn schlossen sich noch einmal in die Arme, dann eilte der Letztere der Thür zu.

„Er geht! — Er geht wirklich!“ rief Manuela, welche die letzte Scene mit Thränen in den Augen

geschauet hatte, „er verläßt mich, ohne mir die Hand zu drücken, ohne mich auch nur eines freundlichen Blicks zu würdigen! Nein, das darf, das soll nicht sein! Nein Stefano, so dürft Ihr nicht scheiden!“

„Was macht sie, was hat sie vor?“ sprach zu sich selbst der Greis, den seine Schwäche genöthigt hatte, sich an seinem Sessel festzuhalten.

„Wie, Ihr haltet mich zurück, Cousine?“ fragte bestürzt der junge Mann.

„Ja, ja, Stefano, Ihr sollt bleiben, Stefano, Ihr müßt bleiben,“ fuhr Manuela mit zitternder Stimme fort, indem sie den Arm ihres Vetters erfaßte.

„Ich kann nicht, ich muß von hinnen!“

„Ich beschwöre Euch, Vetter!“

„Laßt mich, ich kann Euer Mitleid nicht ertragen!“

„Mitleid! Ewiger Gott! Wenn ich Euch auf meinen Knieen bitte.“ —

„Lebt wohl, Manuela, lebt wohl!“

„Nein, nein! Wartet doch nur wenigstens einige Augenblicke!“

„Warten, warten soll ich!“ rief der junge Mann heftig, „etwa um Euch in den Armen eines Anderen zu schauen?“

„Eines Anderen? O Himmel! stets dieselben Reden!“ jammerte Manuela.

„Und wenn Du es nun wärest, Stefano, wenn

Du es nun wärest, den ich liebte — wenn ich niemals einen Anderen geliebt hätte — —"

Ein plötzlicher Blitzstrahl, schnell in's Zimmer geschleudert, hätte nicht heftiger zünden können als dieser Ruf des Herzens. Pedro stand betäubt da, Stefano war wie außer sich.

„Mich! mich! Ihr liebt mich, Manuela!" stammelte endlich Stefano, indem er sich seiner Cousine näherte. „Ach, Manuela, wiederhole das Wort! Um die Barmherzigkeit des Ewigen willen, wiederhole es! damit ich mich überzeuge, daß ich recht gehört habe."

„Ja, ja, ich liebe Dich!" rief Manuela auf's Neue, mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit, „ich liebe in der ganzen Welt nur Dich! Sprich, wirst Du jetzt bleiben?"

Ob ich bleiben, ob ich jetzt bleiben werde?" rief Stefano, indem er die Waffen weit von sich warf, „zu Deinen Füßen ist von jetzt an mein Platz, hier will ich weilen bis der Tod mich ruft. — Du liebst mich, liebst mich wirklich! O, großer Gott, wie fasse ich das Glück!" Und er bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen und seinen Thränen. „Blicke mich an, Manuela, damit ich in Deinen Augen das Wort lese, das mir das Leben wieder giebt und auf das Du mich so lange hast warten lassen."

„Es fehlte mir an Muth, es Dir früher auszusprechen," erwiderte Manuela, „seit Monaten schon lastete es auf meinem Herzen." —

„Ich allein trug die Schuld, mein süßes Leben, ich allein trug die Schuld; mein kaltes zurückhaltendes Wesen verschloß Dir die Lippen. Doch noch ist es nicht zu spät, nicht wahr, Manuela! Wir sind überschwenglich glücklich.“ Und die ganze Welt rund um sich her vergessend hielten sich die Liebenden innig umschlungen. Der Greis aber hob die thränenfeuchten Wimpern empor und betete: „Barmherziger, ewiger Gott, laß uns nicht aus diesem seligen Traum erwachen!“

„Gedenkst Du noch des Erndtefestes, Stefano,“ fragte Manuela, nach einigen Augenblicken zärtlich lächelnd.

„Und Du fragst noch? Ich sollte den Tag vergessen, an dem Du so grausam warest, meinen Jasminstrauß wegzuwerfen?“ —

„Ich habe ihn nicht ganz weggeworfen, — nicht ganz und gar, mein Stefano, Du hast es nur nicht bemerkt.“

„Wie, Du hättest — —“

„Ein Blümchen davon in meiner Hand zurückbehalten und es wie einen heiligen Schatz auf meiner Brust aufbewahrt. Da schaue her,“ und so sprechend zog sie eine welke Jasminblüthe hervor. „Sie hat ihren Platz nicht verlassen, seit ich sie demselben anvertraut, und es soll mir stets ein Andenken an Deine erste Liebeserklärung sein.“

„Gieb sie mir, gieb sie mir,“ rief Stefano be-

geistert, „laß meine Lippen sie berühren, wie sie Dein Herz berührt hat.“

Und er bedeckte mit seinen Küssen die welke Blume und die zarte Hand, welche sie hielt.

Unterdessen erschallte der Lärm der Guerillas immer näher und näher; ihre Nachforschungen hatten sie bereits bis zu den nächsten Häusern fortgesetzt, und durch das offene Fenster hörte man ihre Gewehre und ihre Säbel klirren. Stefano und Manuela waren in ihrem Entzücken taub gegen dies Alles; der Greis aber vernahm es in seinem Lehnsessel nur allzu deutlich. „Großer ewiger Gott!“ rief er dann, er dachte an d'Hervilliers, und die Stirn des alten edlen Castilianers zog sich ernst zusammen bei dem bloßen Gedanken an einen Verrath. Er erhob sich von seinem Sitze, so gut er es vermochte, stützte sich auf seine Krücke, näherte sich den Liebenden und legte seine Hand auf Stefano's Schulter.

„Mein Sohn,“ mahnte er in einem feierlichen Tone, „denkst Du auch an den Lieutenant d'Hervilliers?“

„An den Lieutenant?“ fragte der junge Mann, sich besinnend.

„Ja, ja, an den Lieutenant, Deinen Gast, den Du beschützen sollst.“ —

„Ha!“ rief Stefano, der plötzlich aus seinem Rausch erwachte und den starren Blick auf Manuela richtete.

Das Entzücken des jungen Mädchens war so grenzenlos, daß sie Pedro's Worte nicht vernommen hatte.

„Manuela!" fuhr der junge Mann plötzlich auf, „Manuela!"

„Was hast Du, Stefano?"

„Manuela, Du hast mir gesagt, daß Du nur mich liebtest, und dennoch —"

„Und dennoch?"

„Und dennoch hast Du einen Verlobten, Manuela!"

„D'Hervilliers, gerechter Himmel, d'Hervilliers!" schrie das jetzt zur Besinnung erwachte Mädchen. „Barmherziger Gott, ich hatte es vergessen!" Mit diesem Ausruf sank sie zusammen.

„Wenn nun dieser Verlobte jetzt erschiene, Manuela, um Dich an Dein Versprechen zu erinnern," sprach Stefano, indem er die Geliebte aufrichtete, „nicht wahr, dann würdest Du ihm sagen, daß nur Dankbarkeit, nicht aber Liebe Dich ihm zugeführt, daß Du Deine Hand, die Du ihm im Taumel der Erkenntlichkeit zugesagt, ihm nicht ohne Dein Herz geben könntest." —

„Ja, ja," stammelte Manuela verwirrt, „das würde ich ihm sagen — ich würde — aber ich glaube nicht, daß er noch kommen wird, Stefano."

„Und wenn er nun bereits erschienen wäre?" fragte plötzlich eine imposante Stimme; Pedro trat

zwischen die Liebenden, und vor seinem strengen Blick senkte Manuela das Auge.

„Mein Vater, mein Vater,“ stammelte Stefano, bemüht den Blick zu sänftigen, der auch ihn niederschmetterte.

„Schweig!“ gebot der Greis, „die Liebe hat hier nur schon allzusehr das Wort geführt; es ist Zeit, daß auch die Stimme der Pflicht gehört werde. Wenn nun der Lieutenant d'Hervilliers sich in diesem Hause befände, Manuela?“

„Gerechter Himmel!“

„Wenn er nun, treuer als Du, erschienen wäre, um Dich an das Versprechen zu mahnen, das Du ihm am Sterbelager Deines Vaters geleistet? Wenn er nun gekommen wäre, Dich mit Gefahr seines Lebens hier aufzusuchen? Ich frage Dich jetzt, Manuela, was würdest Du ihm alsdann zur Antwort geben?“

Don Pedro sprach diese Worte in einem so ernsten und eindringlichen Tone aus, daß es Manuela plötzlich war, als stände ihr eigener Vater vor ihr und mahne sie an ihr Versprechen. Zitternd und unterwürfig, wie der Schuldige vor seinem Richter, blickte sie schüchtern auf den ernsten Greis, und erwiderte: „Ich würde d'Hervilliers antworten, — daß ich seine Verlobte bin — vor Gott und Menschen — und daß so lange er lebt — ich keinem Anderen meine Hand reichen werde.“

„Sein Wort halten und kostete es das Leben,“ sprach der Greis, seiner Nichte die Hand reichend. „So schicke Dich denn an, mein liebes Kind, Deinen Verlobten zu empfangen.“ So sprechend führte er die Zitternde in das Nebengemach, wohin Stefano sich vergebens bemühte, ihnen zu folgen.

„Ihr raubt mir mein Lebensglück!“ jammerte der Letztere. —

„Ich gebe Dir dafür die Ehre zurück, mein Sohn,“ versetzte der edle Castilianer. „Wache über Deinen Gast, da kommen die Guerillas.“

Und wirklich verließen in diesem Augenblick die Guerillas das angrenzende Haus und umstellten die Wohnung des Don Riaz, um jeden Ausgang besetzt zu halten.

„Welch’ ein Traum! Aber welches Erwachen!“ sprach Stefano düster in sich hinein, den Blick noch immer starr auf das Nebengemach gerichtet. „Manuela gesteht mir, daß sie mich liebt — und fügt hinzu, daß sie nie die Meinige werden wird, so lange d’Hervillier’s lebt — so lange er lebt? — Und ich soll sein Leben mit Gefahr des meinigen beschützen, während ich nur nöthig hätte, die Sache ihren Gang gehen zu lassen. — — — Ha, die Verzweiflung bringt mich auf entsetzliche Gedanken! — Man könnte den Verstand darüber verlieren! — Fort, fort, so lange es noch Zeit ist, fort von dieser Stätte, wo jeder Gedanke eine Qual oder ein Verbrechen ist! —

Ich will mich den Guerillas anschließen, ehe sie diese Schwelle überschreiten. — Wenn sie so in diesem Augenblick erschienen, wenn sie mich befragten, wo der Feind sei, den sie suchten — bei allen Teufeln, ich glaube nicht, daß ich die Kraft besäße; — darum fort, fort von hier."

Und schnell die Waffen wieder ergreifend, wollte er mit entblößtem Haupte zum Hause hinaus, als plötzlich der Anblick des Anführers der Guerillas ihn zurückschreckte, welcher so eben eintrat und ihm gebot, seine Schritte zu hemmen.

„Es ist zu spät," jammerte der Unglückliche, indem er seine Waffen zu Boden fallen ließ und auf seinen Stuhl sank.

„Zwei Schildwachen vor jede Thür und jedes Fenster!" gebot der Capitain der zahlreichen Truppe, die ihm folgte. Dann wandte er sich an seinen Lieutenant und rief, indem er mit seinem Säbel auf den Fußboden stieß: „Hier in diesem Hause ist die einzige Zufluchtsstätte, die unserem Flüchtling noch übrig war; hier müssen wir ihn finden, wenn er in diesem Dorfe versteckt ist. Untersuchen wir also auf's Sorgfältigste, Cameraden, Ihr wißt, daß derjenige, der den Gefangenen entdeckt, das Vorrecht haben soll, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und daß er obendrein zwanzig Doublonen empfangen wird."

So sprechend schritt er weiter in dem Gemache vor, und Stefano befand sich jetzt allein zwischen einem Dutzend fremder Männer. —

Der Capitain und der Lieutenant trugen einen ziemlich imposanten Anzug, der für eine Uniform gelten konnte, die Uebrigen waren nach Willkühr und auf eine Weise gekleidet, welche als lächerlich hätte betrachtet werden können, hätten ihre finstern furchtbaren Gesichter nicht einen anderen Eindruck hervorgebracht. Die Verschiedenheit, welche in ihrem Anzuge herrschte, herrschte auch in ihren Waffen, sie führten Mordwerkzeuge aller Art, von der Lanze bis zum Dolche hinab. Man erkannte in der ganzen Schaar einen Haufen Abenteurer, zusammengelaufen ebenso sehr um zu plündern und zu morden, als um das Vaterland gegen die Constitutionellen zu vertheitheidigen.

Der Capitain hatte indeß das Ansehen von Uneigennützigkeit und Wohlhabenheit, das eine würdigere Rolle bezeichnete, und es war leicht zu bemerken, daß nur die Umstände zum Befehlshaber einer Guerillas einen Mann gemacht hatten, der von der Natur bestimmt schien, ein regelmäßiges Corps zu commandiren. Aus seinem Eifer und seiner Wachsamkeit gewahrte man übrigens, sowie aus der Strenge und Bestimmtheit seiner Befehle, daß er es sich zur Gewissenssache gemacht hatte, den Flüchtling einzufangen, und daß er fest entschlossen sei, Alles an dessen Habhaftwerdung zu setzen.

„Guter Freund," sprach er, auf Stefano zuschreitend, während die Uebrigen die angrenzenden Zimmer

untersuchten, „was hattet Ihr mit jenen Waffen vor? Waren sie zu Eurer persönlichen Vertheidigung bestimmt, oder zum Schutz des feindlichen Offiziers, den Ihr hier verborgen haltet?“

„In diesem Hause ist Niemand versteckt,“ entgegnete der Hidalgo sofort mit jener Heftigkeit, die die Gefahr dem muthigen Mann verleiht. „Die Riaz de la Sarga sind im ganzen Lande bekannt als treue Anhänger Spaniens und Carls V. Drei meiner Brüder dienen im königlichen Heere, und ich hatte soeben diese Waffen ergriffen, um mich Eurer Schaar anzuschließen.“

Der Capitain betrachtete ihn mit einem argwöhnischen Blick, und schien in der Physiognomie des jungen Mannes einige Unruhe zu bemerken.

„Das ist eine seltsame Ausrede, junger Mann,“ versetzte er; „ohne Zweifel geschah es auch nur um Euch uns anzuschließen, daß Ihr die Waffen wegwarft, weil wir früher hier erschienen, als Ihr gewünscht und erwartet.“

Da der junge Castilianer nicht wußte, was er auf diese Worte erwidern sollte, stellte er sich, als habe er dieselben nicht vernommen.

„Unser Flüchtling steckt in diesem Hause,“ sprach darauf der Capitain mit großer Zuversicht. Dann fuhr er zu den Guerillas, die aus dem angrenzenden Zimmer zurückkehrten, fort: „Nun, nichts gefunden?“

„Niemand als einen Greis und ein junges Mädchen.“

„Führt den Greis hieher,“ fuhr der Anführer fort, „er wird entweder schwach oder geizig sein,“ fügte er zu sich selbst sprechend hinzu, „wir wollen ihn einschüchtern oder erkaufen.“ —

„Und Ihr, guter Freund,“ sprach er zu Stefano gewandt, „Ihr werdet Euch unterdessen mit meinem Lieutenant und drei meiner Leute hinauf in das obere Stockwerk begeben, und ihnen dort alle Thüren öffnen, kurz Alles thun, was sie verlangen werden.“

„Spart weder Drohungen, noch Versprechungen, noch Geld, um diesem jungen Manne Rede abzugewinnen,“ flüsterte er seinem Lieutenant zu, indem er ihm eine gefüllte Börse in die Hand drückte; „Ihr wißt, daß ich den Flüchtling fangen will, es koste, was es wolle.“

Stefano fand sich versucht Widerstand zu leisten, aber er begriff, daß er dadurch noch mehr Verdacht erwecken würde, und er schritt also dem Lieutenant und seinen Leuten voran, die Treppe hinauf.

In demselben Augenblick trat Don Pedro aus dem Zimmer, von zwei Guerillas geführt und auf seine Krücke gestützt. „Freund,“ sprach er mit stolzer Ruhe, „ich wundere mich, daß Ihr auf diese Weise mein Haus belästigt, mein Name sollte hinreichen, Euch zu überzeugen, daß ich ein ebenso treuer Freund Spaniens und des Königs bin, als Ihr selbst es sein

könnt. Der Sohn eines Opfers der Constitution, ein vormaliger Gegner Minas, wird nie vergessen, was er seinem Vaterlande schuldig ist."

„Das sind allerdings schöne Worte, Sennor," entgegnete der Capitain, „das aber reicht nicht hin; es kommt hier darauf an, sich kurz und deutlich auszudrücken und bündig auf eine einfache Frage zu antworten. Sprecht daher, hat sich nicht vor wenigen Stunden ein feindlicher Offizier hieher geflüchtet und wird er nicht von Euch oder den Eurigen verborgen gehalten?" —

„Ihr könnt ja genaue Nachsuchung halten," erwiderte Don Pedro, welcher sich ruhig in seinen Lehnsessel niederließ. Erstaunt über seine Kaltblütigkeit versuchte es darauf der Capitain, ihn einzuschüchtern.

„Wenn Ihr nicht die Wahrheit sprecht, so spielt Ihr Eure Rolle gut," sprach der Capitain, indem er den Greis scharf in's Auge faßte, „ich glaube indeß nicht, daß Ihr innerlich so ruhig seid, als Ihr Euch stellt."

„Darin irrt Ihr Euch, junger Mann," entgegnete mit Würde Don Pedro.

Eine Pause folgte, die plötzlich durch einen im obern Stockwerk fallenden Schuß unterbrochen wurde. Alle Anwesenden fuhren zusammen, und der Capitain sandte einen seiner Leute ab, um zu erfahren, was sich zugetragen. Er hielt es indeß für rathsam, diesen Umstand zu benutzen, um von dem Greise etwas

herauszubringen. „Don Pedro Riaz,“ begann er, „gebt Acht auf meine Worte. Wenn der Franzose, den wir suchen, nicht bei Euch ist, so wißt Ihr wenigstens, wo er sich befindet. Ja, ja, Ihr wißt es, bei allen Teufeln, ich sage es Euch. Und wenn Ihr es nicht offenbart,“ hier ließ er seinen Blick über das allerdings keinen Reichthum verkündende Gemach schweifen, „dann habt Ihr vielleicht einen klingenden Beweggrund, es geheim zu halten.“

„Einen klingenden Beweggrund,“ wiederholte der edle Castilianer mit einem Blick stolzer Verachtung.

„Ihr braucht es nicht einzugestehen,“ fuhr der Offizier mit milderem Tone fort; „aber man weiß, daß man in Eurem Alter ein rundes Sümmchen nicht zu verschmähen pflegt. Sprecht also frei heraus, Sennor, wie viel verlangt Ihr für ein einziges Wort, für einen einzigen Wink?“

Don Pedro schwieg.

„Wo ist der Franzose, frage ich?“ wiederholte der Capitain, indem er den Hahn seines Pistols spannte.

Don Pedro Riaz verharrte wie vorhin im tiefsten Schweigen. —

„Gebt Antwort, oder Ihr seid des Todes! wo ist der Lieutenant d'Hervilliers?“

Der edle standhafte Greis zuckte nicht einmal, und wahrscheinlich sollte das Pistol so eben abgedrückt werden, als der die Treppe hinauf gesandte Soldat eiligst hereinstürzte.

„Haltet ein!“ rief er dem Capitain zu, „der Vogel ist in seinem Neste gefunden, oder wird wenigstens dort gefunden werden.“ —

„Was muß ich hören!“ rief Don Pedro, an allen Gliedern zitternd.

Der Capitain stellte das Pistol wieder in seinen Gürtel und winkte dem Soldaten, in seinem Berichte fortzufahren.

„Unser Flüchtling steckt dort;“ bei diesem Worten deutete der Soldat auf das Gemäuer am Ende des Gartens.

„Er ist verloren,“ murmelte Don Pedro in sich hinein.

„Wie habt Ihr das erfahren?“ fragte der Capitain.

„Von dem jungen Manne, der sich oben mit dem Lieutenant befindet.“

„Wie, von Stefano — von Stefano! Herr des Himmels!“ schrie Don Pedro, indem er vor Entsetzen erblaßte.

„Ha, ha,“ versetzte der Capitain, „der Sohn scheint leichter zu bearbeiten, als der Vater.“

„Da der Lieutenant durchaus nichts entdecken konnte,“ fuhr der Soldat fort, „sandte er drei seiner Leute ab, um auf dem Kornboden Nachsuchungen anzustellen, während er bei dem jungen Hidalgo zurück blieb. Mich allein behielt er bei sich, ich war also Zeuge der ganzen Scene. Eine volle Börse und der Lauf eines Pistols machten den Handel richtig.

Der junge Mann machte anfangs Umstände, da aber hat ihm der Lieutenant den Schnauzbart mit dem Pistolenschusse versenkt, den Ihr gehört haben müßt. Das wirkte: der junge Mann gerieth plötzlich in große Unruhe, stieß einen seltsamen Schrei aus, und gewahrte zu spät, daß wir denselben bemerkt hatten. Kurz, von dem Lieutenant auf's Neue mit der Aufforderung bedrängt, zwischen der vollen Geldbörse und dem Tode zu wählen, nahm er endlich die Erstere und — deutete auf das dort am Ende des Gartens gelegene Gemäuer."

„Der Franzose, den Ihr sucht, ist dort," sprach er, indem er plötzlich von der Rolle eines Feiglings zu der eines entschlossenen Verräthers überging; „fort, schnell dorthin, ohne einen Augenblick zu verlieren. Nehmt den Weg über die Landstraße, damit er Euch nicht entwische, Ihr werdet ihn in dem Pavillon, hinter dem Stroh, versteckt finden."

Während der Capitain dem Berichte freudiges Ohr lieh, hatte der edle Greis denselben mit einem ungläubigen Entsetzen vernommen. Bei den letzten Worten konnte er seinen Gefühlen nicht länger gebieten. „Genug, Elender, genug," kreischte er, „was Du da vorbringst ist unmöglich! Es ist eine nichtswürdige Verläumdung, oder eine boshafte List Eurer Seits. Mein Sohn ist unfähig — —"

„So seht selbst, Sennor," sprach der Soldat, indem er auf die Treppe deutete.

Don Stefano kehrte wirklich mit dem Lieutenant und den drei Uebrigen zurück. Er hielt in seiner Hand die von dem Letzteren empfangene volle Börse, und schritt langsam daher von den Guerillas umgeben. Sein todtenbleiches, verzerrtes Antlitz verkündete den Seelenkampf, der in seinem Innern Statt gefunden, und Don Pedro würde noch immer an der furchtbaren Wahrheit gezweifelt haben, hätte ihn nicht die ganze Haltung seines Sohnes von derselben überzeugt. Er hatte kaum Kraft genug, einen Seufzer auszustoßen, dann sank er erschöpft auf seinen Sessel zurück.

Stefano ging durch das Gemach mit schwankenden Schritten, ohne seinen Vater zu bemerken; so erreichte er das Fenster, das auf die große Landstraße ging. Er schaute hinaus mit dem wilden Blick des Wahnsinns, und stand mit der einen Hand an das Fensterkreuz gelehnt, starr und durchaus unbeweglich da. Mit der anderen Hand hielt er krampfhaft die volle Börse umfaßt; aber man gewahrte deutlich, daß diese Bewegung nur maschinenmäßig war, und daß der eifersüchtige Liebhaber nicht um des schnöden Geldes willen den Gefangenen verrathen habe.

Als der Greis sich jetzt des Benehmens seines Sohnes von vorhin erinnerte, ward ihm die Ursache seines Verbrechens klar, und er begriff, daß er seinen Gast nur verrathen habe, um sich von seinem Nebenbuhler zu befreien. Die Leidenschaft hatte seinen Geist überwältigt, und er war ebenso wenig Herr seiner

Gedanken als seiner Handlungen gewesen. Wie dem nun aber auch sein mochte, der alte Hidalgo konnte an den hohen Grad von Nichtswürdigkeit nicht glauben, und seine Blicke schweiften fast eben so irre umher als die seines Sohnes.

Nachdem der Capitain einige Worte mit dem Lieutenant leise gesprochen, sprach er zu zweien seiner Leute gewandt: „Bleibt bei dem Menschen dort, bewacht ihn streng, bis wir Zeit haben, den bezeichneten Ort zu erreichen. Bei der kleinsten Bewegung jagt Ihr ihm ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf. Benachrichtigen Euch unsere Schüsse, daß er uns nicht getäuscht hat, so laßt ihn laufen und stoßt auf der großen Landstraße zu uns.“

„Wir haben verstanden, Capitain,“ erwiderten die beiden Guerillas, und stellten sich sofort dicht neben Stefano, während die Uebrigen geräuschlos das Haus verließen und sich leisen Schrittes dem Gemäuer näherten, wobei sie ihre Gewehre in schußfertigen Zustand setzten.

Eine furchtbare Stille herrschte jetzt in dem Gemache, in welchem sich Niemand befand als Don Pedro, sein Sohn und die beiden Guerillas. Stefano, welcher zwischen den beiden wilden Kriegern am Fenster stand, wähnte sich fortwährend allein mit ihnen, und starrte noch immer zum Fenster hinaus. Der in seinem Sessel kraft- und sprachlos dasitzende

Bayerische Staatsbibliothek München

Don Pedro glich einem Menschen, der mit einem einzigen Schlage Alles verloren hat, was ihm auf Erden theuer war. Der alte Hidalgo beweinte seinen kostbarsten Schatz, die Ehre seines Namens, geopfert durch den eigenen Sohn.

Einige Minuten lang wogten seine Gedanken wie in einem Chaos in seinem Kopfe umher. „Es ist also wahr, wahr, wahr!“ murmelte er vor sich hin, wie Jemand, der plötzlich erwacht, und einen schaudervollen Traum verwirklicht sieht. —

„Ewiger Gott,“ fuhr Don Pedro nach einer Pause fort, „mein Sohn — mein Sohn hat seinen Gast verrathen — hat seinen Nebenbuhler verkauft! Don Stefano Riaz de la Sarga hält in seiner Hand das Blutgeld! Und sein eigenes Blut, das Blut des Riaz, hat sich nicht empört und ihm die Adern gesprengt! Und die Schande hat ihn nicht erstickt, als seine Hand sich nach dem Lohne ausstreckte! Und die Mauern dieses Hauses stürzen nicht zusammen um ihn zu zermalmen, diese Mauern, die noch nie einen Verrath geschauet vor dem seinigen! — — Und ich — ich — großer Gott! ich, hier fest gebannt durch meine Schwäche, — gelähmt von dem allzugroßen Entsetzen — — ich kann nicht fort, um das Verbrechen des eigenen Sohnes wieder gut zu machen!“ —

Während er diese Worte dumpf vor sich hin sprach, versuchte er vergebens, sich auf seinen zittern-

den Knieen zu erheben. Er sank jedes Mal wieder in seinen Sessel zurück und hatte kaum Kraft tief aufzuseufzen.

„Unmöglich — unmöglich!“ jammerte er im größten Schmerz. Dann sank das kummerschwere Haupt in die zitternde Hand, und große Thränen fielen einzeln über seine Wange herab. „Mein Gott, mein Vater,“ stöhnte er, „ich habe um einen Tag zu viel gelebt — nimm mich fort von dieser Erde!“

Plötzlich schien es, als ob sein Jammer bis in das Ohr Stefanos drang und diesen wieder zum Bewußtsein weckte.

„Wer ist da?“ fragte er heftig, indem er seinen wilden Blick über das Gemach schweifen ließ — jetzt erst gewahrte er Don Riaz.

„Mein Vater!“ schrie er in einem furchtbaren Tone, und schnell sich von dem Greise abwendend, so als wolle er das schaamerglühende Antlitz verbergen, fügte er dumpf vor sich hin redend hinzu: „Gerechter Gott, er war hier, — er hat Alles mit angeschauet!“ —

Bei den Worten, „mein Vater!“ zuckte der Greis mächtig zusammen, so als ob er plötzlich von einem galvanischen Schlage berührt worden, der ihm zu gleicher Zeit mit seiner Kraft auch seine ganze Wuth zurückgegeben.

„Nenne mich nicht Vater,“ kreischte er, indem er sein flammendes Auge auf Stefano richtete. „Nenne

mich nicht Vater, denn Du kannst unmöglich mein Sohn sein! Als die tugendhafte Pasquita Perez mir das vierte Kind schenkte, hat mir irgend ein böser Dämon dasselbe entführt und Dich dafür in die Wiege meines Stammes gelegt. Ich hielt für mein Blut das Ungeheuer, das unter meinen väterlichen Liebkosungen heranwuchs, die Schlange, die ich an meiner eignen Brust nährte, und die mich mit ihrem Gifte tödtet! Also nenne mich nie mehr Vater, Elender! Oder sage mir schnell, schnell, daß meine Augen nicht mehr sehen, — meine Ohren nicht mehr hören können, daß ich nur träumte, mein Sohn sei ein Feigling, ein Verräther, ein Mörder! — Stefano, Stefano, das, das sage mir."

Der junge Mann machte eine Bewegung um etwas zu erwidern, bei dem Anblick seiner Wächter aber hielt er wieder inne. Seine Qual, das Schweigen zu beobachten, schien so fürchterlich, daß sie ihn fast überwältigte, und er, um nicht umzusinken, genöthigt war, sich auf den Arm eines der Guerillas zu stützen.

„Wie, was?" rief der Letztere, „Schwäche, Reue! Hört nicht auf den Alten, blickt lieber auf das Gold, das Eure Hand mit so vieler Gleichgültigkeit zu halten scheint. Sechsundzwanzig blanke Goldstücke! Ein köstliches Stärkungsmittel das?"

Don Stefano hätte in die Erde sinken mögen, um diese Worte nicht zu vernehmen. Er wagte es

nicht seinen Blick auf seinen Vater zu richten, sondern ließ denselben wieder hinaus schweifen auf die Landstraße. Unterdessen war es dem Greise endlich gelungen sich aufzurichten, und er näherte sich jetzt langsam seinem Sohne.

„Er hört mich nicht, hört mich nicht einmal an! Dort steht er und starrt hinaus — ob der höllische Verrath auch gelungen! Wenn das ist, Unglückseligster — wenn das ist" — er stand jetzt dicht hinter Stefano und kreischte ihm in's Ohr: „Dann sei von mir — —"

Der junge Mann wandte sich rasch, und hielt die Hände auf, die schon gehoben waren, um den Fluch auf ihn herabzurufen.

„Nein, nein!" fuhr der wider seinen Willen entwaffnete Castilianer fort, „ihm fluchen, hieße ihn noch wie einen Sohn behandeln. Nicht mein Mund, meine Hand soll ihn züchtigen. — Ich selbst will die Schmach und das Verbrechen meines Stammes rächen. Ein Spanier wird nicht vor dem zurückbeben, was dereinst ein Römer vollbracht!" — —

Während er die letzten Worte vor sich hinmurmelte, hatte das Antlitz des Greises einen wahrhaft schreckenerregenden Ausdruck bekommen; seine Augen traten aus ihren Höhlen hervor, sein weißes Haar sträubte sich auf seiner Scheitel. Die Guerillas, welche ihn neugierig betrachteten, schauderten bei dem grauenvollen Anblick zusammen.

Der Greis schwankte zu seinem früheren Platze zurück, erfaßte ein Pistol, welches noch an der Wand hing, und war so eben im Begriff, die Mündung auf seinen Sohn zu richten, als sich plötzlich hinter ihm eine Thür öffnete und eine Hand seinen Arm festhielt. —

Diese von der Vorsehung gesandte Hand war die Hand Manuelas. Da sie kein Geräusch mehr vernommen hatte, wähnte sie, die Guerillas hätten sich entfernt; und so erschien sie jetzt, um ihren Oheim und ihren Vetter aufzusuchen. Der erste Gegenstand, den sie erblickte, war Don Pedros gehobenes Pistol. —

„Was habt Ihr vor, großer Gott!“ rief sie, indem sie den Arm des Greises erfaßte.

Don Pedro schauderte zusammen und blickte wild um sich; als er aber seine liebe Nichte neben sich gewahrte, ließ er den Arm sinken.

„Manuela!“ riefen zu gleicher Zeit Vater und Sohn.

„Alle Martern, alle Qualen auf einmal,“ rief Letzterer, indem er sein Antlitz mit seinen Händen bedeckte.

„Ha, Du bist's Manuela,“ wiederholte der Greis, noch immer mit wirrem Blick. „Was wollte ich beginnen, ich Unglücklicher!“ Er fuhr sich mit der Hand über die mit Angstschweiß bedeckte Stirn.

„Was erblicken meine Augen,“ rief das erschrockene Mädchen, indem sie bis in die Mitte des Ge-

machs vorschritt. - „Don Stefano zwischen zwei Wachen, Heilige Jungfrau, was hat das zu bedeuten? Was geht hier seit einer Stunde vor?“ Sie gedachte jetzt mit Entsetzen, wie Don Pedro sie benachrichtigte, daß ihr Verlobter sich hieher geflüchtet habe, und wollte sich ihrem Vetter nähern, Pedro aber hielt sie zurück.

„Kind,“ sprach Don Pedro, „nähere Dich diesem Verruchten nicht! Du, die Du ihm noch heute erklärt hast, daß Du ihn liebst, beeile Dich, ihm zu verkünden, daß Du ihn verachtest. Denn wisse, es ist eine Memme, und ein Verräther, er hat seinen Gast und Deinen Verlobten verkauft!“

„Wie, er hätte meinen Verlobten verkauft, ganz unmöglich!“ rief das junge Mädchen von Entsetzen erfaßt.

„So blicke dort hinaus,“ fuhr der Greis fort, „sieh wie die Guerillas sich über die Landstraße nach dem Garten schleichen.“

„Entsetzlich!“

„Stefano hat ihnen dorthin den Weg gezeigt, sie suchen den Unglücklichen in seinem letzten Zufluchtsorte auf, um ihn zu tödten!“

„Herr des Himmels!“ kreischte Manuela, welche wirklich jenseits der Hecke die Köpfe der Guerillas gewahrte, die sich langsam dem alten Gemäuer näherten. Stefano sah, wie sie sich voll Abscheu von ihm abwandte; er wäre ihr zu Füßen gestürzt, hätten ihn seine beiden Wächter nicht zurückgehalten. Er er-

innerte sich jetzt der strengen Ordre des Capitains und wandte sich wieder zum Fenster.

„Nicht allein verrathen hat er ihn,“ sprach der zornige Greis, Manuelas Hand erfassend, „er beobachtet noch obendrein das Resultat seines Verbrechens; sieh, wie er mit ungeduldigem Blick den Schritten seiner Spießgesellen folgt. Erkennst Du in diesem Menschen meinen Sohn, erkennst Du in ihm den, den Du geliebst hast?“

Er sank bei diesen Worten in seinen Lehnsessel zurück, hob die beiden Arme zum Himmel empor und stieß schmerzliche Seufzer aus. Das junge Mädchen blickte mit dem tiefsten Kummer auf ihn, die beiden Guerillas wandten ihre Augen ab von einer Scene, die sie wider ihren Willen rührte, während Stefano starr aus dem Fenster schauend den Himmel um einen plötzlichen Tod anzuflehen schien.

In diesem Augenblick vernahm man das Krachen der Gewehre, welches, wie der Capitain bemerkt hatte, das endliche Auffinden des Flüchtlings andeuten sollte. Während die beiden Guerillas durch ein Freudengeschrei dieses Signal beantworteten, warf sich die arme Manuela mit einem Schreckensruf in die Arme des alten Castilianers. Dem mörderischen Knall der Gewehre folgte Todtenstille.

Pedro und Manuela schienen das Bewußtsein verloren zu haben. Stefano stand noch immer leichenblaß da, an das Fenster gelehnt.

„Jetzt froh aufgeschauet,“ rief der eine der Wachen, „jetzt seid guter Dinge, Ihr habt das Gold nicht unnütz empfangen! Wir wollen wünschen, daß es Euch Nutzen bringen möge. Und somit lebt wohl!“

Die beiden Guerillas verließen das Haus, um sich, dem Befehl des Capitains zufolge, ihren Cameraden anzuschließen.

Als Don Pedro und Manuela den Schall ihrer sich entfernenden Schritte vernahmen, erwachten sie aus ihrer Bewußtlosigkeit.

„Er ist todt!“ stöhnte der Greis in einem dumpfen Tone. —

„Er ist todt!“ jammerte Manuela von Schmerz tief durchdrungen.

„Vater — Manuela! Vater — Manuela! Er ist gerettet!“ rief Stefano, indem er die Börse der Guerillas weit von sich schleuderte.

„Gerettet! — Gerettet!“ stammelten Beide, sich rasch emporrichtend, während Stefano eine kleine zur Scheune führende Thür öffnete und mit lauter Stimme rief: „Hieher, hieher d'Hervilliers!“

„Ja, ja, ja, Ihr Lieben,“ fuhr er ohne eine Antwort zu erwarten fort, indem er auf seinen Vater und Manuela zueilte, „der Flüchtling ist gerettet und wird sogleich in diesem Zimmer sein.“

„Wie! Wie! Wäre das möglich!“ stammelte Don Pedro, wie zu neuem Leben erwacht.

„Wie aber habt Ihr das bewerkstelligt?“ forschte darauf Manuela.

„Als ich d'Hervilliers in dem Gemäuer verbarg,“ berichtete Stefano, während sein Blick noch auf der Thür ruhte, „verabredete ich mit ihm, daß ein Pistolenschuß fallen würde, wenn ihm Gefahr drohe, und er seinen Schlupfwinkel verlassen und sich in das Haus flüchten solle. In diesem Falle solle er sich längs der Hecke bis in jene Scheune schleichen, wo ich ihn auf's Neue der Verfolgung entziehen würde, während seine Feinde ihn vergeblich in dem Pavillon suchten. Ihr begreift jetzt, in welche unbeschreibbare Angst mich der Pistolenschuß des Lieutenants versetzte, denn ich war überzeugt, daß d'Hervilliers denselben für das verabredete Signal halten, nach dem Hause eilen und sich seinen Feinden selbst in die Hände liefern würde. Das einzige Mittel ihn zu retten war also, die Guerillas zu entfernen, nach jenem Orte zu senden. Das hatte ich den Muth zu unternehmen, indem ich scheinbar meinen Gast verrieth und verkaufte, indem ich die schmachvolle Börse nahm, die sein Blutgeld enthielt, — indem ich mich von Euch, mein theuerer Vater, als einen Missethäter verfluchen — von Dir, Manuela, als einen Nichtswürdigen verabscheuen ließ.“ —

Der junge Mann hatte die Rede noch nicht vollendet, als er sich auch von den Armen seiner beiden Verwandten umschlungen fühlte. —

„Don Stefano de Riaz,“ sprach der Greis mit tiefbewegter Stimme, „verzeihe mir!“

„Verzeihe auch mir!“ wiederholte Manuela, während Thränen über ihre Wange hinabrollten.

Dieser Augenblick belohnte den jungen Mann für alle ausgestandene Qualen.

Unterdessen aber war sein Ruf nach d'Hervilliers erfolglos geblieben; noch immer zeigte sich dieser nicht in der Thür der Scheune. Erstaunt über diese Zögerung rief ihn Stefano noch einmal, es erfolgte indeß ebenso wenig eine Antwort als vorhin und sein Staunen wandelte sich in Unruhe. Er eilte zur Thür und rief auf's Neue; Alles blieb still wie bisher und Stefanos Besorgniß steigerte sich noch mehr.

Pedro vereinte seinen Ruf mit dem seines Sohnes — noch immer keine Antwort.

„Ewiger Gott,“ schrie Stefano, „was ist aus ihm geworden? er muß uns hören, er kann nirgends anders als hier sein! Wenn ich mich geirrt hätte, — wenn meine Rechnung falsch war!“ — Er stürzte in die Scheune, durchsuchte alle Winkel derselben und kehrte nach wenigen Augenblicken todtenbleich zurück. „Barmherziger Vater im Himmel,“ stammelte er, „d'Hervilliers ist nicht hier! Er hat den Schuß nicht für das verabredete Signal gehalten, er verließ den Pavillon nicht, und, verzweiflungsvoller Gedanke, wurde dort — — —“

Er wagte es nicht seine Rede zu vollenden, aber Pedro und Manuela verstanden ihn vollkommen.

In diesem Augenblick schallte von der Landstraße ein lauter Lärm her: „Triumph, Triumph!“ riefen mehr als hundert Stimmen zu einer vereint.

„Es ist kein Zweifel mehr!“ schrie Stefano verzweiflungsvoll, „ich habe den Unglücklichen seinen Henkern überliefert, indem ich ihn zu retten hoffte.“

Das wilde Geschrei kam näher und näher und erschallte bald dicht vor dem Hause. Die Angst der in dem Gemache befindlichen drei Personen aber machte schnell einem unbeschreibbaren Erstaunen Platz, als sie statt der Mörder des Flüchtlings ein Bataillon der constitutionellen Volontairs gewahrten, an dessen Spitze sie d'Hervilliers selbst erschaueten.

„D'Hervilliers!“ riefen zu gleicher Zeit Don Pedro, Stefano und Manuela. „Soldaten der Christine, also Feinde!“ fügte der Greis hinzu.

„Sprecht Freunde, treue Verbündete,“ rief d'Hervilliers, indem er Stefano seine Hand hinreichte; „hier giebt es weder Carlisten noch Christinos, wohl aber wackere Spanier, die einem ehrlichen Franzosen das Leben gerettet haben; und ein warmes Herz, das da kommt, ihnen seine Dankbarkeit auszusprechen.“ —

„Aber nicht uns verdankt Ihr Eure Erhaltung,“ entgegnete Stefano.

„Nicht Euch, Bomben und Granaten?“ unterbrach ihn d'Hervilliers mit derber Herzlichkeit, „wem

denn sonst? Hört nur: seit einer Stunde steckte ich in dem Gemäuer, ich gewahrte weder auf der Landstraße, noch in dem Garten die Guerillas, noch irgend eine lebende Seele, und schon fing ich an freier zu athmen, als ich plötzlich vom Hause den Pistolenschuß hörte, der mir als Signal dienen sollte."

„Dies war ein Schuß, den der Lieutenant der Guerillas auf mich richtete," bemerkte Stefano; „ich war indeß überzeugt, daß Ihr denselben für das verabredete Signal halten und den Pavillon verlassen würdet."

„Ich that dies wirklich sogleich," fuhr der Lieutenant fort, „und schlich mich, unserer Verabredung zufolge, längs der Hecke der Scheune zu. Da gewahrte ich plötzlich auf der Landstraße statt der bunten Tracht der Guerillas die geregelte Uniform unserer Volontairs. Sie kamen mir wie vom Himmel gesandt. Es war das Bataillon, von dem ich Euch diesen Morgen erzählte, junger Mann, und das zu Panola freilich spät, aber doch noch immer zur rechten Zeit anlangte. Statt also in die Scheune zu flüchten eilte ich demnach sofort meinen Befreiern entgegen. Ich sprang über Hecken und Graben, und falle mitten in das Bataillon wie ein Sechsunddreißigpfünder. Ich schildere ihnen in der Kürze meine Lage, und ohne Weiteres beeilen wir uns, den Guerillas entgegen zu treten. Kaum aber hatten wir diesen Entschluß gefaßt, als wir durch das Gebüsch die Guerillas

erkannten, welche sich langsam dem Gemäuer näherten um mich zu fangen. Wir legten uns schnell in einen Hinterhalt, ließen sie bis auf 25 Schritte herankommen, und gaben ihnen alsdann eine derbe Salve aus mehr als hundert Carabinern. Dreißig Mann stürzten auf der Stelle todt zu Boden, die Uebrigen entflohen — und da sind wir nun!"

„Das war das Gewehrfeuer, das, wie ich wähnte, ihn tödtete," dachte Don Pedro.

„Unterwegs fingen wir noch diese beiden Bursche auf," bemerkte der Lieutenant; „sie wollten sich den übrigen wilden Gesellen anschließen." Bei diesen Worten zog er hinter den Volontairs die beiden Guerillas hervor, welche Stefano bewacht hatten.

„Da nehmt das mit Euch!" rief Stefano, indem er die Geldbörse von der Erde aufraffte und sie ihnen zuwarf. „Kehrt damit zu Eurem Capitain zurück und sagt ihm, er solle fortan seiner Sache auf edlere Weise dienen als durch solche Mittel."

„Schönen Dank, Sennor, schönen Dank," erwiderten die Guerillas, indem sie zu gleicher Zeit die Börse und Reißaus nahmen.

„Und jetzt," nahm, als sie fort waren, d'Hervilliers zu Stefano gewandt das Wort, „jetzt muß ich, bevor wir scheiden, Euch meinen Retter, denn die beiden Burschen haben mir Alles erzählt, was Ihr erduldet habt, Euch und die Eurigen an mein Herz drücken." Es lag in dem Tone dieser Rede so

sehr der Ausdruck der innigsten Erkenntlichkeit, daß Stefano nicht umhin konnte, d'Hervilliers Verlangen zu willfahren und ihn in seine Arme zu schließen.

„Das aber ist noch nicht genug," rief lebhaft der Franzose, indem er um sich blickte, „ohne Zweifel habt Ihr eine Mutter, Geschwister, vielleicht eine Frau, wo sind sie? Ist jener edle Greis vielleicht der Urheber Eures Daseins?"

Und auf ein bejahendes Zeichen Stefanos warf er sich ohne Weiteres an die Brust des edlen Castilianers.

Der vormalige Waffengefährte Ferdinands, der eingefleischte Feind der Constitution, erglühte bei dem Gedanken, daß ein feindlicher Volontair ihn umarme. —

„Aber giebt es in der ganzen Familie kein weibliches Wesen!" Und erst jetzt gewahrte er Manuela, welche sich schon bei seinem Eintreten hinter den großen Lehnsessel des Don Pedro zurückgezogen hatte.

„Schöne Castilianerin," sprach der Franzose, sich den Schnauzbart streichelnd, zu Manuela, die er noch nicht erkannt hatte, „gestattet mir — — Aber was ist das?" Er winkte seinen Soldaten, ihn außen zu erwarten, „Bomben und Granaten, das ist Manuela d'Avilez, meine kleine Verlobte seit achtzehn Monaten!"

„Es ist meine Nichte!" versetzte in einem ernsten Tone Don Pedro, denn er fühlte, daß er in diesem Augenblick Fassung für drei Personen behaupten müsse.

„Ja, ich bin es wirklich, d'Hervilliers," stammelte Manuela erbleichend.

„Ei, wie herrlich sich das trifft!" rief fröhlich der Offizier und ohne Weiteres schloß er seine Verlobte in die Arme. Die drei Familienglieder blickten bebend aufeinander, denn das Drama näherte sich seiner Catastrophe.

„Ich rettete ihm das Leben, er raubt mir dafür mein ganzes Lebensglück," dachte Stefano und seine Brust hob sich gewaltig. —

„O, mein Vater im Himmel, errette mich!" sprach Manuelas zum Himmel empor gerichteter Blick.

„Muth gefaßt, Muth gefaßt!" murmelte der Greis vor sich hin. —

„Auf meine Ehre, Manuela, ich glaubte mich nicht so nahe bei Euch," fuhr d'Hervilliers fort; „doch da bin ich nun, und da uns nur wenig Minuten zum Plaudern bleiben, so wollen wir wenig, aber recht Schönes mit einander sprechen. Ihr errathet ohne Zweifel, meine reizende Braut, was mich nach Panola geführt?"

Don Pedro gewahrte die Verlegenheit seiner Nichte und sprach: „Ihr kommt ohne Zweifel, um Manuela an das Versprechen zu mahnen, das sie Euch am Sterbelager ihres Vaters gegeben. Sie hat es nicht vergessen, Sennor, sie kennt ihre Pflichten, als Eure Verlobte, als Castilianerin, Ihr braucht nur ein Wort zu sprechen." —

„Ich bin es überzeugt,“ versetzte d'Hervilliers etwas bestürzt, denn erst jetzt bemerkte er die Verlegenheit des jungen Mädchens. „Aber so sprecht doch selbst, Manuela! Ihr wißt, was ich hier mit Recht verlangen kann. Sprecht, seid Ihr noch immer bereit, mit freiem Willen Euer Versprechen zu erfüllen?“

Don Riaz wollte auf's Neue das Wort nehmen; der Franzose aber bat ihn durch eine Geberde, zu schweigen, und so war das liebliche zitternde Mädchen genöthigt, Antwort zu geben. —

„Freiwillig,“ stammelte sie, „allerdings Herr d'Hervilliers, mein Herz muß Euch angehören, wie meine Hand, und von dem Augenblick an, in welchem Ihr noch nach Beiden Verlangen tragen solltet — —“

„Redensarten, lauter Redensarten!“ dachte d'Hervilliers; „es ist richtig, ich bin von meinem Posten abgelös't. Millionen Bomben und Granaten! Die Weiber sind sich Alle gleich,“ murmelte er zwischen den Zähnen vor sich hin. Ein Gedanke erfaßte ihn plötzlich und er blickte auf Stefano.

Dieser stand aber eben so bleich, eben so bewegt, wie Manuela, und sich plötzlich der Bestürzung des jungen Mannes erinnernd, als er nach Manuelas Wohnung fragte, dachte er: „richtig, ich habe meinen Stellvertreter gefunden! Cousin und Cousine sind einverstanden, das ist ganz einfach.“

Vater, Sohn und Nichte blickten während dieser Pause ängstlich auf ihn, und wirklich zeigte das Antlitz des jungen Franzosen von einem inneren Kampfe. Der ihm eigenthümliche leichte Sinn aber hatte denselben bald ausgekämpft: „Achtung! auf's Manövre gepaßt,“ sprach er zu sich selbst, sich zusammennehmend. „Glücklich im Kriegsspiel, unglücklich in der Liebe! lautet das Sprichwort. Es ist nicht die Schuld des jungen Mannes, wenn er, wie ich, sein Bäschen hübsch fand; hat er mir doch das Leben gerettet auf Kosten seiner Liebe und Ehre; und da ich keine Hand mag, der das Herz nicht nachfolgt, so kömmt es hier darauf an, Korb gegen Korb zu flechten, und Frankreich gegen Spanien nichts zu vergeben. — Er strich sich mit einer Hand den Schnauzbart, legte die andere auf sein Herz und stand da wie Jemand, der sich zu einem großen Opfer entschließt: „Keine Schwäche gezeigt,“ dachte er alsdann, „greifen wir mit Geschicklichkeit an, und machen wir unserer Nation Ehre.“

D'Hervilliers wandte sich darauf mit großer Leichtigkeit an Manuela: „Mademoiselle,“ sprach er, „ich will mit Ihnen offener sprechen, als Sie es mit mir gethan haben. Sie sagten mir, wenn gleich etwas zögernd, daß Ihre Hand, und gewissermaßen Ihr Herz noch immer zu meiner Verfügung wären. Jetzt hören Sie mich an.“

Manuelas und Stefanos Herzen pochten hörbar,

und auch Don Pedro horchte mit gespannter Aufmerksamkeit hin.

„Sagt jetzt, Ihr Leutchen, wen glaubt Ihr in der Person des Charles Eduard d'Hervilliers vor Euch zu sehen?“ fuhr der Lieutenant mit scheinbarer Fröhlichkeit fort. Einen mehr oder weniger heldenmüthigen, sentimentalen Offizier, nicht wahr? Oder das Muster eines treuen Bräutigams? Wenn dem so ist, Ihr edlen Castilianer, so habt Ihr Euch von mir ein etwas phantastisches Bild entworfen. Der französische Offizier schlägt sich mit dem Degen in der Hand besser, als irgend einer, das ist eine bekannte Sache; was aber die Treue betrifft, da ist, ich gestehe es frei, der französische Offizier nicht würdig, Euch, Ihr edlen Castilianer, die Schuhriemen aufzulösen. Euer Sprichwort lautet: „Wort halten oder sterben!“ Das unsere lautet: „Der Schwur eines Verliebten ist der eines Trunkenen.“

„Wirklich?“ fragten Stefano und Manuela, das Herz von neuer Hoffnung belebt.

„Ihr scherzt, Sennor,“ sprach Don Riaz, „wollt Ihr damit sagen, daß Ihr meiner Nichte untreu geworden — —“

„Verstehn wir uns recht, alter Herr,“ fuhr d'Hervilliers fort, „als ich Eurer Nichte schwur, daß ich sie liebe, und daß ich sie bis in den Tod lieben würde, war ich eben so aufrichtig, als ich es jetzt bin, mein Ehrenwort darauf! Ich täuschte mich nur

rücksichtlich meiner sentimentalen Kräfte. Ich schwur freilich Treue bis in den Tod, Alles aber, was ich thun konnte, war, ihr treu zu bleiben, bis ich Biscayen erreichte. Von da an aber war es mit meiner Treue schlecht bestellt.“ So sprechend, streckte er, mit einem etwas erzwungenen Lächeln, seine Hand aus, an der mehrere Ringe glänzten.

„Ihr nehmt also das Wort zurück, das Ihr meiner Nichte gegeben?“ fragte Don Pedro, dessen spanischer Ernst die väterliche Freude nur schlecht verbarg, „weshalb kamt Ihr nach Panola, um sie an das ihrige zu mahnen?“

„Wer sagte Euch denn, daß ich deshalb hieher gekommen?“ fragte der Lieutenant in einem etwas erregten Tone. „Ich kam, im Gegentheil, hieher, um Eurer Nichte zu gestehen, daß ich ein wenig unbeständig bin, und daß sie also unrecht gegen sich selbst handeln würde, wenn sie, falls sich auch ihr Herz anders wohin geneigt haben sollte, es mir nicht grade heraus sagte. In diesem Falle wollte ich ihr erklären, daß ich bereit sei, ihren Verlobungsring gegen den meinigen wieder auszutauschen.“

Er hatte seine Rede noch nicht vollendet, als ihm Manuela auch schon seinen Ring überreichte, worauf ihr d'Hervilliers mit einer höflichen Verbeugung den ihren übergab.

„Ewiger Gott, Dank, Dank,“ stammelte Don Pedro, und unfähig ihren Gefühlen länger zu gebie-

ten, sanken Stefano und Manuela einander in die Arme.

„Wie ich es erwartet hatte,“ sprach d'Hervilliers vor sich hin, indem er das liebende Paar mit einem Blick der Zufriedenheit, zugleich aber auch mit einem Ausdruck betrachtete, welcher zur Genüge verkündete, daß er seiner reizenden Braut nicht ohne inneren Kampf entsagt habe. „Jetzt aber muß ich von hinnen, soll mich mein Gefühl nicht überwältigen, will ich nicht den ganzen Ruf eines französischen Cavaliers auf's Spiel setzen.“ Und mit gehobener Stimme rief er, zu Don Pedro gewandt: „Gott befohlen, Sennor, ich muß fort zu meinen Cameraden, der Himmel sei mit Euch und den Eurigen!“ —

Der Greis, welcher das Opfer des jungen Franken wohl zu begreifen schien, reichte ihm die Hand hin, und machte eine Geberde, so als wolle er das Liebespaar auffordern, dem Scheidenden gleichfalls ihr Lebewohl zuzurufen; d'Hervilliers aber verhinderte ihn daran. „Stören wir sie nicht in dem glücklichsten Moment ihres Lebens,“ flüsterte er dem alten Hidalgo zu, und nachdem er demselben noch einmal herzlich die Hand gedrückt, eilte er von dannen, während der Greis seine Hände segnend auf die Häupter seiner geliebten Kinder legte.

Niemand hatte den Erzähler unterbrochen, und hatte Polycarp es auch im Anfange der Erzählung versuchen wollen, so verwiesen ihn die unwilligen Blicke aller übrigen Zuhörer zur Ruhe, bis auch ihn endlich das immer steigende Interesse der Erzählung und die durch dieselbe bewirkte Spannung so fesselte, daß er ganz seiner sonstigen Natur zuwider lautlos zuhörte. Besonders aber Don Pepe hatte nach und nach ganz sein gewöhnliches Phlegma verläugnet, und schien kaum, jemehr der Erzähler den edlen, aufopfernden Charakter des Riaz de la Sarga entwickelte, Ausrufungen der Zufriedenheit und des Wohlgefallens unterdrücken zu können. Immer finsterer blickte er, immer dunkler blitzte es unter den buschigten Brauen hervor, sowie sich im Laufe der Erzählung gegen Riaz der Verdacht des Verraths an dem Gastfreunde zu erheben begann. Als sei er selbst der Held der Erzählung oder wenigstens bei derselben betheiligt, entwand sich ein lautes, langes Ah! seiner Brust, da endlich die Entwickelung den ganzen Geist und die Handlungsweise des Riaz zeigte, der selbst dem Fluch des Vaters, der Verachtung der Geliebten trotzte, um seine Pflicht als Spanier gegen den, der seine Gastfreundschaft vertrauensvoll in Anspruch genommen, zu erfüllen. — Sobald Eugen geendet hatte, ging Pepe raschen Schrittes auf ihn zu, faßte seine Hand, die er treuherzig schüttelte, und sagte:

Nicht wahr, Don Eugenio, wenn alle Franzosen wie Ihr und d'Hervilliers und alle Spanier wie Don Riaz wären, so gäbe es keine bessern Freunde als Spanier und Franzosen?

Sagt immerhin, erwiderte Eugen, dem Händedruck des Spaniers begegnend, wenn alle Spanier wie Don Riaz oder Don Pepe wären!

Nun fangen die gar an, sich Complimente zu machen, fiel hier der ewig redende Policarp ein. Mit Gunsten meine Herren, nur nicht vor Zeugen! Uebrigens kann ich dem Monsieur d'Hervilliers, obgleich er die Ehre hat mein Landsmann zu sein, gar nicht so übertrieben viel Außergewöhnliches und Gutes nachrühmen. Er hat nur gehandelt, wie jeder ehrliche Kerl und brave Franzose in ähnlichen Gelegenheiten thun würde. Und was Euren Riaz betrifft, Don Pepe, auf den Ihr so pocht, so ist das nur eine seltene Ausnahme, wie eine weiße Krähe, die deshalb nicht das ganze Krähengeschlecht auf einmal weiß erscheinen läßt. —

Das wollte nun unser Spanier nicht gelten lassen, sondern behauptete, heftig dagegen eifernd, daß, man möge den Spaniern auch vorwerfen was man wolle, man möge behaupten, sie haben viele, ja die meisten ihrer Nationaltugenden durch die mancherlei über sie verhängten trüben Schicksale eingebüßt, man ihnen doch wenigstens die strengste Heilighaltung der Pflichten gegen den Gastfreund und der Rechte dessel-

ben, seinem Wirthe gegenüber gewiß nicht absprechen könne.

Ich muß, fiel hier Freund ein, in diesem Falle wohl dem Don Pepe beistimmen. Das ist noch so ein alter Rest maurischer Sitten und Gebräuche, die im Volke so feste Wurzel gefaßt, daß sie sich Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Ueberhaupt ist es sonderbar, wie der Spanier besonders in gewissen Provinzen an den maurischen Gebräuchen und Traditionen hängt. Dadurch hat die Nation, trotz ihres Verfalls, doch immer noch unläugbar viel Chevaleskes in ihrem Wesen erhalten.

Doch auch viel von dem Phlegma, der Unthätigkeit, dem Fatalitätsglauben und so manchen anderen jenen Völkerschaften eigenen Mißbräuchen und Untugenden, meinte Polycarp.

Und nun greift der an's Unglaubliche grenzende Aberglaube, rief der Amerikaner, ein!

Sie haben nicht Unrecht, meinte Don Pepe, das Volk glaubt bei uns an Wunder, an Zauberer, an den Teufel, selbst noch an Gott, alles Dinge, an die sich die niederen Freigeister in den übrigen civilisirten Staaten zu glauben schämen würden. Das ist aber noch ein wahres Glück, denn unsere Sittenpolizei ist dermaßen unter aller Kritik, daß, wenn die Furcht vor dem Teufel und dem Heulen und Zähneklappern in der Hölle die Leute der niedrigeren Volksklassen nicht noch ein wenig in Zaum und Zügel hielte, man

bei dem unserer Nation eigenen sanguinischen Temperament bald die zügellosesten Ausschweifungen öffentlich begehen sehen würden. Ich kann Ihnen unter vielen hunderten nur ein Geschichtchen mittheilen, an das bei uns der gemeine Mann wie an das Evangelium glaubt, ein Glaube, der ihn abhält, in die Fußtapfen des Helden der Geschichte zu treten, oder wenigstens nachher denselben Weg des Heiles einzuschlagen.

Auf den allgemein ausgedrückten Wunsch wollte Pepe so eben seine Geschichte beginnen, doch Freund unterbrach ihn mit den Worten: Sparen wir uns das Vergnügen auf Morgen, meine Freunde! Ihr wißt, wie gern ich Euch dasselbe gönne, wie gern ich an demselben Theil nehme. Aber es ist spät, die eindringende, schon schärfer werdende Nachtluft bekommt Euch nicht, und erfährt der Oberarzt, daß ich so lange über die erlaubte Stunde hinaus die Zeit mit Euch verplaudert habe, so muß ich am Ende allein das Bad kühlen.

Obgleich mit ziemlich langen, nicht eben die größte Zufriedenheit verrathenden Gesichtern mußten die Freunde doch das Richtige der Maßregel anerkennen, und obgleich Polycarp etwas in der Brust murmelte, das wie Pillen drehende Tyrannei klang, so wünschten doch Alle dem Apotheker eine recht freundliche gute Nacht, und baten ihn, sich ja am nächsten Abend zur rechten

Zeit einzufinden, was er denn auch mit Bestimmtheit versprach.

Das Schiff, welches man schon an dem Abend, an dem wir unsere geneigten Leser in das Versammlungszimmer der Casa de las Capitanos eingeführt haben, hatte sehen können, war doch noch nicht an demselben Abend vom Moro aus signalisirt. Natürlich, denn wenn sich auch der größere Gegenstand selbst dem unbewehrten Auge deutlich zeigt, so ist es doch sehr schwer, selbst mit dem schärfsten Fernrohr in dem Nebelduft des Abends, denn eine eigentliche Abenddämmerung giebt es hier bei den schnellen Uebergängen von Tag zu Nacht gar nicht, die einzelnen Farben einer Flagge zu erkennen. Als man aber am nächsten Morgen erwachte, bot sich dem Auge ein wahrhaft überraschendes Schauspiel dar. Vom Moro wehte außer dem Signal, welches das schon gestern gesehene Schiff als ein französisches ankündigte, noch eine Flagge, die die Nähe eines amerikanischen Kriegsschiffes ersten Calibers kund that. Und wirklich hob man das Auge und ließ es über die den Eingang des Hafens beschützenden Felsen hinausschweifen, so sah man das mächtige stolze Gebäude mit seinen thurmähnlichen schlanken dünnen Masten, die sich jeden Augenblick unter der Last der an sie gehängten Segel biegen und brechen zu müssen schienen. Weit hinaus wehte am Hintertheil des Schiffes, stolz in der Mor-

genluft seine Farben zeigend, die Flagge der vereinigten Staaten, während sich oben an des Mastes Spitze die Union Jack unter dem langen wallenden Wimpel entfaltete. Niemand hatte etwas von dem Kommen dieses Seecolosses vorher gewußt, da der Washington (dieses war der Name des Linienschiffs) auch nur in den Hafen von Havanna einlief, um frisches Wasser einzunehmen. Desto größer war auch die Ueberraschung der Havaneros, die schaarenweise auf die Quaïs eilten, um das imposante Schauspiel in der Nähe zu sehen. In dem von den vor Anker liegenden Schiffen freigelassenen Raume deckten hunderte von Böten die Bai, welche dem, dem Ankömmlinge entgegen rudernden Quarantaine-Boote in ehrerbietiger Entfernung folgten. Immer näher und näher rauschte das Riesenschiff heran, immer höher und höher hob sich der stolze Bau aus der Meeresfläche. Schon war es der Einfahrt nicht mehr ganz fern, und noch standen alle Segel, selbst die Royals vom frischen Morgenwinde gebläht. Mancher Sennor, der diesem ihm so sehenswerthen Schauspiel seine ganze Aufmerksamkeit schenkte, schüttelte bedächtig das Haupt und meinte, man würde die Segel nicht schnell genug einreffen können, um dem Laufe des Schiffes die zu große und mithin beim Passiren der Felsen gefährliche Gewalt zu benehmen. Doch ein gellender Pfiff in mehrfachem Echo sich wiederholend durchschneidet die Luft, und wie durch Zaubergewalt, ohne die allergeringste Säumniß

im Manövre, sinken zu gleicher Zeit die Royals und die Topgallantsails in demselben Moment, wo Fock- und Mainsail hinaufrollen. In eben dem Augenblicke donnert an der Backbordseite des Washington der erste Salutschuß, der unmittelbar von den Feuerschlünden des Moro erwidert wird. Hoch, hoch auch steigt auf dem Castell in diesem Augenblick die königliche Flagge Spaniens, und beide Flaggen senken sich, indem der Washington die Forts passirt, begrüßend gegen einander. Ein Schuß donnert nach dem andern, kaum sieht man in dem Rauche noch die Topsails fallen, kaum sieht man die von beschäftigten Matrosen gefällten Rahen, nur zuweilen blitzen durch den Pulverdampf die silberartig blinkenden Sterne der Union Jack hindurch, das Wachtschiff, die spanischen Fregatten, die im Hafen liegenden Kriegsschiffe anderer Nationen, alles stimmt aus den ehernen Kehlen in dies weittönende Begeisterungsconzert ein, und als sich endlich nach langer Weile der Dampf verliert, bescheint die tropische Sonne den von Leuten umringten, vor Anker liegenden Washington, und die mit festlichen Flaggen und Wimpeln übersäeten hunderte von amerikanischen Schiffen, die diese Ehre dem größten Admiralschiff ihrer Flagge nicht versagen können, die ihm auch von allen Schiffen der übrigen Nationen durch Aufhissung ihrer Flaggen erwiesen wird, so daß man sich fürwahr keinen imposanteren, blendenderen Anblick denken kann, als den der Bai von Havanna an diesem Morgen.

Daß unseren Freunden im Hospital somit der Tag angenehm und schnell verstrich, bedarf wohl kaum einer Versicherung. Nie ist man in Bezug auf Abwechselung und Unterhaltung leichter zufrieden zu stellen, als wenn man durch irgend eine Fügung des Schicksals zu einer monotonen Lebensweise verdammt ist, in der jedes Anderes schon gleichbedeutend mit angenehm ist. — Das gleichfalls in den Hafen eingelaufene französische Schiff hatte Briefe für die Mannschaft des Triton mitgebracht. Capitain Lejeune hatte seinen Patienten einen Besuch abgestattet, und ihnen die aus der Heimath für sie mitgebrachten Briefe übergeben. So kam unter Plaudern, Schauen und Scherzen der Abend heran, die fremden Besuche hatten sich entfernt, und kaum hatte das Angelus von den Thürmen geläutet, so schauete auch schon der blonde Kopf des Apothekers durch die Thür hinein, den Convalescenten ein willkommenes Zeichen, daß nun die am Abend vorher unterbrochene Unterhaltung auf's Neue beginnen könne. Sogleich erging von allen Seiten die Anforderung an Don Pepe, seine versprochene Erzählung zu beginnen, was dieser auch, ohne sich lange bitten zu lassen, nachdem er eine frische Cigarre angebrannt, mit folgenden Worten that.

Don Manuel de Manara.

Die ganze Welt kennt das Schicksal Don Juans, dieses berüchtigten Wüstlings von Sevilla, welcher wegen seiner, an den Weibern verübten Verräthereien und anderer Frevelthaten, in die infernalen Regionen expedirt wurde. Seine Geschichte ist in Kupferstichen, so wie in Prosa und in Versen auf allen Bühnen der Christenheit dargestellt worden, bis sie endlich durch Mozarts Zaubertöne der Unsterblichkeit übergeben wurde. Ich erinnere mich noch ganz gut, welchen Eindruck diese Geschichte in meinen Knabenjahren auf mich machte, obgleich sie mir nur in einer grotesken Pantomime vorgeführt wurde. Mit welchem angstvollen Gefühl schauete ich auf die, von schwachem Mondschein beleuchtete, reitende Statue des ermordeten Comthurs; wie schauderte ich zusammen, als er sein Marmorhaupt neigte, als Zeichen, daß er auf die freche Einladung des Wüstlings erscheinen wolle; wie bebte mein Herz bei jedem seiner schweren gewichtigen Schritte, in dem äußere Gange, und wie stand ich starr da, als endlich die steinerne Gestalt sich zeigte und sich mit grauenvollem Ernst der Abendtafel näherte. Dies Alles und Don Juans endliches Versinken in den höllischen Abgrund, aus welchem, als er hinunter war, gelbe Schwefelflammen zischend aufloderten, war wahrlich mehr als hinreichend, die feurige

Phantasie eines Knaben meiner Art mächtig aufzuregen. Die Geschichte Don Juans ist oft für eine Fabel gehalten worden, und ich selbst hielt sie dafür; seitdem aber habe ich selbst die Scene geschaut, wo jene sich zutrug, und länger daran zweifeln, daß sie sich wirklich ereignete, wäre sündhaft.

Eines Abends schlenderte ich durch die Straßen Sevillas, in Gesellschaft eines spanischen Freundes, der ein großer Liebhaber von Curiositäten und alten Sagen war, und die Güte hatte, in mir einen Gleichgesinnten zu ahnen. Unser Weg brachte uns bei einem antiken, dunklen Thorwege vorüber, der in den Hof eines Klosters führte; da legte mein Freund seine Hand auf meinen Arm. „Das hier ist,“ sprach er, seine Schritte hemmend, „das Kloster des heiligen Franciskus; es steht mit demselben eine Geschichte in Verbindung, die Ihnen ohne Zweifel bekannt sein wird. Gewiß haben Sie von Don Juan und der marmornen Statue gehört.“

„Allerdings,“ erwiderte ich, „die Geschichte ist mir seit meiner Kindheit bekannt.“

„Wohlan,“ fuhr mein Freund fort, „es war auf dem Kirchhofe dieses Klosters, wo jene Begebenheit statt fand.“

„Wie?“ fragte ich ihn, „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß jene Erzählung sich auf Thatsachen gründe?“

„Ganz gewiß,“ lautete die Antwort, „jene Be-

gebenheit hat sich unter der Regierung Alphons XI zugetragen. Don Juan war ein Abkömmling der edlen Familie Tenorio, eines der angesehensten Häuser Andalusiens. Sein Vater, Don Diego Tenorio, war ein Günstling der Königs und gehörte zu den vornehmsten Magistratspersonen der Stadt. Vertrauend auf seine hohe Abkunft und den Einfluß seiner Familie, setzte Don Juan seinen Ausschweifungen keine Schranken; kein Weib, hoch oder niedrig geboren, war vor seiner Verfolgung sicher, und er war bald als der größte Wüstling Sevillas bekannt. Eine seiner kühnsten und frevelhaftesten Unternehmungen war es, in den Palast Gonzalos von Ulloa, Comthur des Ordens von Calatrava, zu dringen, wo er den Versuch machte, dessen Tochter zu entführen. Das Haus kam in Aufruhr, ein Kämpfen und Ringen fand in der Dunkelheit statt. Don Juan entfloh; der unglückliche Comthur aber wälzte sich in seinem Blute und starb, ohne daß er zuvor den Namen seines Mörders nennen konnte. Der Verdacht fiel auf Don Juan, welcher aber die Verfolgung der Justiz und die Rache der mächtigen Familie Ulloa nicht abwartete, sondern nach Neapel entfloh, wo sein Oheim, Don Pedro Tenorio, damals Gesandter Spaniens war. Hier blieb er, bis das Aufsehen, welches die Ermordung des Comthurs erregte, sich gelegt hatte, und die Familien Ulloa und Tenorio, um den Scandal zu enden, die Sache beruhen ließen. Don Juan hatte

unterdessen seinen wüsten Lebenswandel in Neapel fortgesetzt und seine Ausschweifungen so weit getrieben, daß sein Oheim ihm endlich seinen Schutz entzog, nnd er neuerdings genöthigt war zu entfliehen. Er kehrte nach Sevilla zurück, hoffend seine früheren Missethaten wären dort vergessen, oder vielmehr vertrauend, daß seine Frechheit und die Macht seiner Familie ihn durch alle Gefahren führen würde.

Es war bald nach seiner Rückkehr, als er eines Tages zufällig dieses Kloster besuchte. Er gewahrte dort die marmorne Reiterstatue des von ihm gemordeten Comthurs, der in den Mauern dieses heiligen Gebäudes, in dem die Familie Ulloa eine Capelle besaß, beerdigt worden war. Es war bei dieser Gelegenheit, daß Don Juan im gotteslästerlichen Uebermuthe jene grauenvolle Einladung erließ, welche die furchtbare Catastrophe herbeiführte, die seiner Geschichte eine so schauervolle Berühmtheit verlieh.

„Und wie viel," fragte ich, „wird davon in Sevilla geglaubt?"

„Das Volk glaubt die ganze Geschichte, die Begebenheit ist seit undenklichen Tagen ihm zur Lieblingssage geworden, es strömt in's Theater wird das Stück aufgeführt, welches sie darstellt und von Syrso de Molina und einem anderen unserer Volksdichter geschrieben ist. Auch Manche aus den besseren Ständen, seit ihrer Kindheit an diese Geschichte gewöhnt, würden

unmuthig die Stirn in Falten ziehen, hörten sie mit Verachtung ihrer gedenken. Es wurde der Versuch gemacht, die Sache durch die Angabe aufzuklären, daß man, um den Ausschweifungen Don Juans ein Ziel zu setzen, und die Familie Ulloa zu beruhigen, ihn unter irgend einem Vorwande in das Kloster gelockt, und dort entweder zu ewiger Einkerkerung verdammt, oder in die andere Welt expedirt habe, während die Fabel mit der Statue von den Mönchen in Umlauf gesetzt wurde, um sein plötzliches Verschwinden im Kloster begreiflich zu machen. Das Volk läßt sich indeß durch dergleichen wahrscheinliche Erklärungen eine Geistergeschichte nicht leicht aus dem Kopfe reden, und noch immer wird daher die redende Reiterstatue auf der Bühne zur Schau gestellt, und der freche Don Juan in die Hölle gestürzt, allen jungen Wüstlingen zum warnenden Beispiel."

Während mein Begleiter mir das Obige erzählte, waren wir in das Thor und in den innern Hof getreten, der von Klostergängen und Capellen umgeben war, und in dessen Mitte sich eine Fontaine befand. Das Gebäude war augenscheinlich früher umfangreich und prachtvoll gewesen, aber es lag jetzt nur noch in Ruinen da. Bei dem Schimmer der Sterne und einiger hie und da brennenden Lampen, konnte ich gewahren, daß viele der Säulen und Bogengänge umgestürzt und zerstört waren; die Mauern waren ge-

spalten und geschwärzt, kurz Alles verkündete, daß hier eine Feuersbrunst statt gehabt hatte. Das Ganze hatte ein zerstörtes Ansehen, der Abendwind pfiff durch die mit Moos und Unkraut überwachsenen Mauerspalten, die Fledermaus schwirrte durch die verfallenen Gewölbe und die Eulen heulten ihr Klagelied drein. Niemals war eine Scene geeigneter für eine Geistergeschichte.

Während ich mich an dieser unheimlichen Stelle den Bildern meiner Phantasie überließ, drang der dumpfe Gesang der Mönche aus der Klosterkirche bis zu mir her: „Es ist die Abendandacht," sprach mein Begleiter, „kommen Sie mit mir."

Wir schritten wieder über den Hof durch zerstörte Gänge und erreichten das Portal der Kirche, deren tiefbogigte Vorhalle wir nun betraten. Rechts von uns befand sich der Chor, und auf demselben saßen die Mönche in Reihen und sangen aus riesigen, auf Notenpulten vor ihnen liegenden Büchern. Die Noten waren von so kolossaler Größe, daß man sie von jedem Theile des Chors deutlich lesen konnte. Einige schwache Lichter, auf den Notenpulten angebracht, beleuchteten nur matt die kahlköpfigen Mönche, und warfen die Schatten derselben an die Mauern der Kirche.

Links von uns dehnte sich das Schiff der Kirche aus; es war geräumig und hoch, einige der Seiten-

capellen hatten vergoldete Gitter und waren mit Bildern geschmückt, welche die Leidensgeschichte unseres Heilands darstellten. Ganz oben befand sich ein großes Gemälde von Murillo, aber es war zu dunkel, als daß man das ganze hätte deutlich erkennen können. —

Als mein Auge durch den düsteren Raum schweifte, fiel es auf die Gestalt eines Mannes zu Pferde, dicht neben einem entfernten Altar. Ich stieß meinen Begleiter an. „Ist das die gespenstige Reiterstatue?“ fragte ich.

„Nicht doch,“ sprach er, „das ist die Statue des heiligen Jago. Das Standbild des Comthurs stand auf dem Kirchhofe und ward bei der Feuersbrunst zerstört. Aber,“ fügte er hinzu, „da ich bemerke, daß Sie an solchen Geschichten Interesse nehmen, so kommen Sie mit mir an das Ende der Kirche, wo unser Geflüster die frommen Väter nicht stören wird; dort will ich Ihnen eine andere Geschichte erzählen, die sich schon seit einigen Generationen in unserer Stadt erhalten hat und die Ihnen zeigen wird, daß Don Juan nicht der einzige Wüstling war, der zu Sevilla einer übernatürlichen Züchtigung unterworfen ward.“

Ich folgte ihm mit leisen Schritten bis zum andern Ende der Kirche, wo wir uns auf die Stufen eines Altars setzten, so daß wir die Reiterstatue grade

vor uns hatten, und hier erzählte er mir mit dumpfer eintöniger Stimme die folgende Begebenheit. —

„Es lebte vormals in Sevilla ein junger munterer Geselle Namens Don Manuel de Manara, welcher, nachdem er durch den Tod seines Vaters zu dem Besitz eines großen Vermögens gelangt war, seinem Hang zu Verschwendungen den Zügel schießen ließ und sich jeder Ausschweifung schrankenlos hingab. Gleich Don Juan, den er zum Muster genommen zu haben schien, ward er berüchtigt durch seine zahllosen Angriffe auf die Tugend der Weiber, und Ursache, daß die Thüren und Fenster vorsichtiger verriegelt und verschlossen wurden. Alles war vergebens. Kein Balkon war so hoch, daß er sich nicht hinauf geschwungen hätte; kein Riegel, kein Gitter war stark genug, ihn zurückzuhalten; sein Name schon war ein Schrecken für alle eifersüchtigen Ehemänner, für alle vorsichtigen Väter in Sevilla. Seine Unternehmungen dehnten sich auf das Land, wie auf die Stadt aus, und in den ihm unterthänigen Dörfern war keine ländliche Schöne vor seinen frevelhaften Anschlägen sicher.

Als er eines Tages mit einigen seiner wüsten Gefährten die Straßen Sevillas durchstrich, gewahrte er eine Prozession, welche eben im Begriff war, in die Pforte eines Klosters einzuziehen. In der Mitte derselben schritt eine, wie eine Braut geschmückte Jung-

frau; es war eine Novize, welche, nachdem sie ihr Probejahr bestanden, im Begriff stand, den Schleier zu nehmen und sich dem Himmel zu weihen. Don Manuels Gefährten zogen sich aus Ehrfurcht vor der heiligen Handlung zurück; er aber drängte sich mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit vor, um die Novize näher in Augenschein zu nehmen. Er drängte sich so dicht als möglich an sie hinan und erblickte, als sie sich wandte, das schöne Antlitz eines Landmädchens, das er mit seinen sündhaften Anträgen schon lange verfolgt hatte, das aber durch die List ihrer Verwandten seinen Netzen entzogen worden war. Sie erkannte ihn sogleich, und sank in Ohnmacht, ward aber in die Kapelle getragen; man glaubte, die innere Aufregung und die starke Hitze hätten ihren Zustand herbeigeführt.

Nach einiger Zeit ward der Vorhang des Gitters der Kapelle zurückgezogen, und hinter demselben erschauete man die bleiche Novize, umgeben von der Aebtissin und den Nonnen. Die Ceremonie ging ihren Gang: man nahm ihr die Blumenkrone vom Haupte, beraubte sie ihrer reichen Lockenfülle, und reichte ihr den schwarzen Schleier.

Don Manuel de Manara ward durch diesen Anblick zum heftigsten Zorne gereizt. Seine durch die Abwesenheit ihres Gegenstandes fast erloschene Leidenschaft flammte jetzt mit größerer Heftigkeit, als je

zuvor wieder auf, gereizt durch die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, und durch die List, mit der man ihm seine Beute entrissen. Nie war ihm das junge Mädchen so reizend erschienen, als jetzt hinter dem Gitter des Klosters. Es gelang ihm, eine dienende Schwester des Klosters zu bestechen und mittelst derselben in die Hände der Neueingekleideten mehrere Briefe zu bringen, in denen er ihr seine Leidenschaft mit den beredtesten und verführerischesten Farben schilderte.

Welchen Erfolg diese Mittheilungen hatten, ist ungewiß geblieben; so viel ist aber gewiß, daß er es einst in der Nacht wagte, sich über die Klostermauer zu schwingen, entweder um die junge Nonne zu entführen oder in ihre Zelle zu dringen. Als er sich aber anschickte, die Mauer zu erklettern, ward er plötzlich zurückgewiesen, und ein Unbekannter in einen Mantel gehüllt stand vor ihm.

„Halt ein, Frevler!" rief der Fremde, „reicht es Dir nicht hin, alle menschlichen Bande zu zerreißen? Willst Du auch noch dem Himmel eine Braut stehlen?"

Don Manuel, durch diese Störung in die höchste Wuth versetzt, zog rasch sein Schwert und bohrte es dem Fremden in die Brust, der todt zu Boden stürzte. Da der Mörder aber in diesem Augenblick den Schall nahender Schritte vernahm, entfloh er, warf sich auf

sein nahestehendes Roß, und sprengte nach seinem unfern Sevilla gelegenen Landsitz. Hier blieb er den ganzen Tag, von Angst erfaßt, denn er besorgte als Mörder des Unbekannten verfolgt zu werden und sah mit jedem Augenblick der Ankunft der Gerichtsdiener entgegen.

Der Tag verging indeß, ohne daß das Geringste vorfiel, und als der Abend zu dämmern begann, wagte er sich, unfähig diese Ungewißheit länger zu ertragen, zurück nach Sevilla. Zufällig, doch wie dahin gezogen, lenkte er seine Schritte nach dem Kloster; in der Nähe der Blutscene aber hemmte er sie.

Dort hatten sich mehrere Personen versammelt, von denen einer etwas an die Klostermauer annagelte. Nach einer Weile zerstreueten sie sich, und einer von ihnen näherte sich Don Manuel. Der Letzte fragte mit zögernder Stimme: „Sennor, darf ich Euch fragen, weßhalb sich jene Leute hier versammelten?“

„Ein Cavalier ist hier ermordet worden“ lautete die Antwort.

„Ermordet!“ wiederholte Don Manuel, „und wisset Ihr vielleicht seinen Namen?“

„Don Manuel de Manara!“ antwortete der Fremde, indem er seinen Weg fortsetzte.

Don Manuel fuhr zusammen, wie sein eigener Name als der des Ermordeten genannt wurde. Er wagte es, sich der verhängnißvollen, nunmehr men-

schenleeren Stelle zu nähern. Ein kleines Kreuz war an die Wand genagelt worden, denn dies ist die Art und Weise wie man in Spanien die Stelle bezeichnet, wo ein Mord begangen wurde. Unter dem Kreuze las er bei dem schwachen Schimmer der Lampe die Worte: „Hier ward Don Manuel de Manara ermordet, bete zu Gott für seine Seele.“

Noch bestürzter als zuvor, durchstrich er angstgefoltert die Gassen, bis spät hinein in die Nacht, als Alles rund um ihn her dunkel und einsam ward. Als er den großen Platz erreichte, gewahrte er dort plötzlich helles Fackellicht und eine zahlreiche Leichenprozession, welche sich über den Markt hin bewegte. Dieselbe bestand aus einer Menge von Priestern und anderen Personen von würdigem Ansehen, in altspanische Tracht gekleidet, welche als Leidtragende daherschritten; Don Manuel aber kannte keinen derselben. Er wandte sich zu einem Diener, der gleichfalls dem Leichenzuge folgte und fragte nach dem Namen des Verstorbenen.

„Don Manuel de Manara,“ lautete die Antwort, und das Herz preßte sich ihm in der Brust zusammen. Er starrte hin und erblickte wirklich auf dem Leichentuche das Wappen seiner Familie. Unter den Trauernden aber war kein Mitglied seiner Familie zu schauen und so ward ihm das, was er sah, immer dunkler und geheimnißvoller.

Er folgte dem Leichenzuge bis in die Kathedrale. Die Bahre ward vor den Hochaltar gestellt. Die Todtenmesse begann und die Töne der Orgel erfüllten den gewölbten Bau.

Noch einmal wagte der an allen Gliedern bebende junge Mann die vorige Frage: „Frommer Vater;“ fragte er einen Priester, „wer ist es, der hier begraben wird?“

„Don Manuel de Manara,“ erwiderte der Befragte.

„Ihr irrt, frommer Vater,“ rief Don Manuel heftig, „hier herrscht Betrug. Don Manuel de Manara lebt, ist gesund und steht jetzt vor Euch. Ich selbst bin Don Manuel de Manara!“

„Schweigt, unbesonnener junger Mann,“ versetzte der Priester, „wißt, Don Manuel ist todt, — ist todt — ist todt!! — Wir alle hier sind Seelen aus dem Fegefeuer, Geister seiner Vorfahren und Verwandten, hieher gekommen um für die Ruhe seiner Seele zu beten.“

Don Manuel ließ seinen angstvollen Blick über die Versammlung gleiten, und erkannte in den altspanischen Trachten und den bleichen Gesichtern die Familienbilder wieder, welche den Ahnensaal seines Stammschlosses schmückten. Jetzt verlor er alle Fassung, er stürzte vor, zur Bahre hin, und gewahrte auf derselben sich selbst, jedoch starr und bleich wie

vom Tode entstellt. In diesem Moment ward auf dem Chor das „Requiem in pace“ angestimmt, von dem das Gewölbe wiederhallte. Don Manuel sank bewußtlos zu Boden. — Der Sacristan fand ihn dort am nächsten Morgen und ließ ihn nach Hause schaffen. Als Don Manuel sein Bewußtsein wieder erlangte, sandte er sofort zu einem Priester und beichtete Alles was sich mit ihm zugetragen.

„Mein Sohn,“ sprach der Mönch, „das Alles ist ein Wunder, welches statt gefunden hat zu Deiner Bekehrung und um Deine Seele zu retten. Die Leiche, die Du schauetest, soll anzeigen, daß Du für diese sündige Welt gestorben bist. Laß Dich also warnen und lebe fortan für die Tugend und den Himmel.“

Don Manuel nahm sich die Warnung zu Herzen. Er vermachte sein Vermögen frommen Stiftungen, trat in ein Kloster und ward einer der frommsten und gottesfürchtigsten Mönche Sevillas.

Dacht' ich's doch, rief Polycarp heftig, als Don Pepe geendet, geht nicht alles auf Pfaffenthum und Capuze aus. Nein, ein bequemeres Land, wie Euer Spanien giebt es doch gar nicht. Ich glaube, da könnte man des Teufels Großmutter in höchsthöllischer Person selbst heirathen; läßt man sich nachher nur eine kahle Glatze scheeren, so ist und bleibt man doch des lieben Herrgotts Schoßkind, und wird um desto

eher kanonisirt, je größere Niederträchtigkeiten man vor der sogenannten Bekehrung verrichtet.

Viel Phantasie liegt in dem Ganzen doch, meinte Freund, und dann liegt ja für dem, der das wirklich Wunderbare und Mährchenhafte gebannt wissen will, die Lösung so nahe. Mir wenigstens ist die ganze Geschichte vorgekommen, wie ein lebendig gewordener Traum.

Da haben wir wieder den Deutschen, rief Polycarp, gleich träumen und grübeln und ergründen wollen, zu allem den Schlüssel suchen.

Ja aber, meinte van der Brook, könnte man den Franzosen nicht mit eben soviel Recht vorwerfen, daß sie über alles mit einer beispiellosen Flüchtigkeit hinweg huschen, und sich nie die Mühe geben, wenn ihnen die Thüre des Wissens verschlossen ist, den Schlüssel zu derselben zu suchen, sondern schon über die Maßen viel gethan zu haben glauben, wenn sie im Vorbeieilen ganz geschwind einen flüchtigen Blick durch das Schlüsselloch geworfen haben.

So redete man noch eine Zeit lang hin und wieder, als der gerade dienstthuende Neger eintrat und dem Apotheker meldete, es seien zwei Fremde mit Erlaubnißscheinen vom Oberarzte da, den Herrn Polycarp und Herrn Jerome zu sprechen. Wer nämlich nach den gewöhnlichen Besuchstunden Einlaß in's Hospital, und einen der in demselben Befindlichen zu

sprechen begehrte, mußte einen besonderen Erlaubnißschein vom Oberarzte haben, der aber von dem humanen Manne, wo keine zu große Aufregung für den Patienten oder Convalescenten und keine Ansteckung für den Besucher zu fürchten war, leicht und ohne die geringste Schwierigkeit ertheilt ward. Freund eilte auf einige Augenblicke hinaus, und nachdem er den Schein der Fremden in gehöriger Ordnung gefunden hatte, führte er dieselben selbst in das Zimmer und in Polycarps Arme, die in ihnen zwei Jugend= und Schulfreunde Amedie Triol und Bernard Jacquelin begrüßte, die mit dem heute angelangten Schiffe als Passagiere gekommen waren, deren Ankunft aber Capitain Lejeune, um die Ueberraschung nicht zu verderben, verschwiegen hatte. Nun gab es Fragen über Fragen, die kaum so schnell beantwortet werden konnten als sie gestellt wurden. Nach und nach kam aber mehr Ordnung in das Gespräch, als gehörige Auskunft über jeden Menschen, über jedes Haus, über jeden Baum, fast über jedes Insekt gegeben war, dessen man sich aus der Heimath erinnerte. Du lächelst vielleicht lieber Leser, wenn Du dieses liest. Lächle nicht, denn Du weißt nicht, wie wohl die kleinste Erinnerung an die Heimath, an den unbedeutendsten Gegenstand in derselben dem thut, den das weite, weite Weltmeer auf lange, lange Zeit, vielleicht auf immer von ihr trennt. Freilich kommt auch das Heimweh und die ihm inne=

wohnende Poesie mehr und mehr durch die Dampfschiffahrt aus der Mode. Doch Gottlob, noch giebt es jugendliche Seelen, aus denen sich die Innigkeit der Empfindungen selbst nicht mit Kohlengas bannen läßt. — Nach den Fragen des Patienten kamen die Lamentationen der besuchenden Freunde an die Reihe, in denen sie ihn und seine Leidensgefährten, ihre Krankheit, und namentlich der in der Recovalescenz unvermeidlichen Diät und Langenweile wegen innig bedauerten.

Mit letzterer, meinte der alte Jerome, hat es nun eben soviel gerade nicht auf sich. Wären die Herren nur ein Viertelstündchen vor der Thür Zuhörer gewesen, ehe sie eintraten, so hätten sie an dem lebhaften Gange der Unterhaltung wohl merken müssen, daß wir ein treffliches Mittel gegen die Langeweile, diese, wie sie ganz richtig bemerkten, Hauptplage aller Reconvalescenz, gefunden haben.

Ei, Ei, meinte Amedie, das ist ja eine recht erfreuliche Ausnahme von der traurigen Regel, zu der man den Herren von Herzen Glück wünschen darf. Und darf man fragen, wie denn dieses Wunder bewerkstelligt wird.

Ei nun, antwortete Freund, die Herren sind alle so reich an Erfahrungen, daß es sich stets im Gespräch so macht, daß jeder eine Begebenheit, die er selbst erlebt, oder die er wenigstens durch Hörensagen kennt, mittheilt . . . . .

Wovon nur unser deutscher Bär — trotz all' unseres Bittens — sich ausschließt, warf Polycarp ein.

So haben wir, fuhr Freund fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, zuletzt uns ein wenig in Spanien umhergetrieben, Dank der freundlichen und interessanten Führung dieser beiden Herren! wobei er auf Eugen und Pepe wies.

Wenn's den Herren dann im goldenen Hispanien so gefällt, nahm jetzt Bernard das Wort, so kann ich am Ende auch ein kleines Scherflein zur Unterhaltung beitragen. Wenigstens scheint mir eine Begebenheit, die während meiner letzten Reise in Spanien in aller Leute Mund war, wohl der Erzählung werth.

Bravo! Nur angefangen, erscholl es von allen Seiten, und Bernard begann die Erzählung, die wir unsern geneigten Lesern im nächsten Bande mittheilen werden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotz, Georg

Drei Tage in San Carlo Roman

Bd.: 1

Jena 1843

P.o.germ. 873 h-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114097-0